



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 3 March 15, 1961**

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# aufwärts

# 3

Köln, 15. März 1961 · 14. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Arabisches Schulkind

Comet-Foto





## Dein Kollege wohnt am Niger

Die zwei Filme, die der DGB über Afrika und die Entwicklungshilfe herstellen ließ, wurden am 21. Februar in Bonn einem geladenen Kreis von Vertretern der Bundesregierung, der Parteien, der ausländischen Missionen und der Presse vorgeführt. Der Vorsitzende des DGB, Willi Richter, der vor einigen Monaten Nigeria, Kamerun und den Kongo bereiste, sprach die ein-

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupferdruck: DuMont Presse, Köln.

führenden Worte. Richter sagte, daß es dem DGB ernst sei mit der Hilfe für die Entwicklungsländer, es sei nicht nur eine Frage der Solidarität mit hungernden und leidenden Menschen, sondern auch eine eminent politische Frage, die über unser fernes Schicksal mitentscheidet. Nachdem der DGB schon seit Jahren Millionenbeträge an den Solidaritätsfonds des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IGFB) anweise, seien für das Jahr 1961, nach einem Beschluß des Bundesvorstandes und Bundesausschusses des DGB, drei Mill. DM vorgesehen. Wie nötig diese Hilfe ist, bewiesen die beiden Filme mit aller Eindringlichkeit. Der erste Film, der die Aktion des DGB „Wir helfen“ als Grundthema hat, zeigt den Überfluß in der Welt der weißen Menschen und stellt diesem Zustand die grenzenlose Not der farbigen Menschen gegenüber. Während in unserem Land – wie es der Film zeigt – täglich viele Tonnen Brot in die Müllkästen wandern, fehlt es in Afrika an den einfachsten Dingen des Lebens. Menschen sterben zu Zehntausenden an Hunger und durch den Mangel an ärztlicher Hilfe und fehlenden Medikamenten. Dieser Kurzfilm, der in rascher Folge Überfluß und Mangel zeigt, ist eindringlich und gekonnt. Nur mit tiefster Erschütterung kann man die Bilder der leidenden und hungernden Kinder sehen, die einem frühen Tod verfallen sind. Der zweite Film zeigt die Reise Willi Richters. Bilder von der Unabhängigkeitsfeier wechseln ab mit Bildern vom Besuch in den Hütten der Eingeborenen. Das soziale Innere Afrikas steht im Vordergrund. Bilder der Verbrüderung werden gezeigt, eine schöne und zweckmäßige Gewerkschaftsschule mit lernenden Menschen, Gespräche mit schwarzen Gewerkschaftsführern, ein Besuch im Büro der jungen Gewerkschaft. Ein schwarzer Arbeiter, den Richter in seiner Hütte besuchte, sagte: „Kein weißer Mann hat dieses Haus jemals besucht. Mein eigener Bruder, wenn er Minister wäre, käme nicht, um mich hier aufzusuchen. Er würde mich kommen lassen. Aber ihr seid gekommen, und das werden wir euch nicht vergessen. Wir sind euch dankbar für die Ehre, die ihr uns erwiesen habt und für den Mut, den ihr uns für die Zukunft gebt...“ Ein kleiner Film. Ein eindringlicher Film.

Foto: UNICEF

## In eigener Sache!

Liebe Leser, kaufmännische Interessen standen und stehen bei der Herausgabe unserer Zeitschrift nie im Vordergrund. Daher haben wir es trotz der ständig steigenden Herstellungskosten seit Jahren vermieden, unsere Leser durch höhere Verkaufspreise zu belasten.

Unsere Aufgabe ist es, junge Menschen mit den Geschehnissen, den sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Problemen unserer Zeit vertraut zu machen. Längst nicht mehr können wir uns dabei auf Berichte und Reportagen aus unserem Kontinent beschränken. Der Themenkreis wächst immer mehr, der dafür notwendige Aufwand wird immer größer.

Wollen wir das Niveau unserer Zeitschrift in Zukunft weiter steigern, so bleibt uns keine andere Wahl, als den Verkaufspreis unserer Zeitschrift für den Einzelbezieher ab

1. April 1961 auf 0,50 DM für das Heft und den vierteljährlichen Bezugspreis auf 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr festzusetzen. Auch im Sammelbezug müssen wir den Verkaufspreis für das Einzelheft leider um 0,10 DM erhöhen. Wir bitten um Ihr Verständnis.

H. D.

Ihr „aufwärts“

# Der Beste ist gerade gut genug!

„Wozu brauchen wir schon Betriebsjugendvertreter“, bekommt man immer wieder von Betriebsräten zu hören. „Die tun ja doch nichts“, so heißt es dann weiter. „Zuerst wollen sie mit dem Kopf durch die Wand, und da das nicht geht, verlieren sie schnell die Lust an der Sache. Sie kritisieren zwar alles und jedes und schimpfen wie die Rohrspatzen, aber vernünftige, sachliche Arbeit kann man von ihnen nicht erwarten. Da machen wir doch lieber von vornherein alles allein.“

Nun – „eines Menschen Rede ist keine Rede, man muß sie hören alle beede“. Hören wir also, wie die Betriebsjugendvertreter kontern: „Was sollen wir denn machen, der Betriebsrat läßt uns ja gar nicht ran, und wenn wir auch noch so gute Argumente haben, sie werden nicht beachtet. Da machen wir eben gar nichts mehr, es hat ja doch keinen Sinn.“

„Und da sollen wir in den nächsten Wochen und Monaten trotzdem wieder neue Betriebsjugendvertreter wählen? Wenn es so aussieht, ist das doch völlig witzlos“, wird jetzt manch einer denken. Aber ist es denn wirklich so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheint?

Nun, nicht alles wird man für bare Münze nehmen können, was in dieser Hinsicht erzählt wird. Vor allem aber sollte man auch hier nicht verallgemeinern. Sicher gibt es – wie überall – auch unter den Betriebsjugendvertretern ausgesprochene Versager. Ebenso wenig ist es zu leugnen, daß manche Betriebsräte die Jugendvertreter für überflüssig halten, sie nicht ernst nehmen oder in ihnen sogar eine Konkurrenz wittern, sie dann immer wieder vor den Kopf stoßen und ihnen schließlich jede Lust an einer Mitarbeit verleiden. Wir wissen aber auch, daß unzählige Jugendvertreter tagein, tagaus in unermüdlicher, stiller Arbeit ihre Aufgaben erfüllen, daß viele Betriebsräte sie nicht nur gewähren lassen, sondern sie tatkräftig unterstützen und so in kollegialem Zusammenwirken schon vieles für die Jugendlichen in den Betrieben erreicht werden konnte. Das berechtigt uns zu der Feststellung, daß die Jugendvertretungen insgesamt gesehen sich im Laufe der Jahre durchaus gut bewährt haben.

Wir haben also wirklich keinen Grund zur Resignation. Das bedeutet nicht, daß wir uns nun Illusionen hingeben wollen. Im Gegenteil: Gerade jetzt, kurz vor den Neuwahlen der Betriebsjugendvertretungen, müssen wir ganz nüchtern die bisherigen Erfahrungen und Schwierigkeiten sehen, um die richtigen Konsequenzen daraus ziehen zu können.

Besonders wichtig scheint uns dabei zu sein, in den kommenden Wochen nicht nur allen Jugendlichen in den Betrieben die Bedeutung der Jugendvertretungen klarzumachen, sondern auch den letzten Betriebsrat davon zu überzeugen. Die Wahl einer Jugendvertretung muß dort, wo sie nach dem Betriebsverfassungsgesetz möglich ist, genauso zur Selbstverständlichkeit werden wie die Wahl eines Betriebsrates!

Doch worin besteht eigentlich die Bedeutung der Betriebsjugendvertretungen? Bei der Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes im Bundestag wurde es klar gesagt: „Durch die Jugendvertretungen soll den jugendlichen Arbeitnehmern Gelegenheit gegeben werden, ihre Belange selbst innerhalb des Betriebes zu vertreten und sich in der Praxis demokratischer Vorgänge zu üben.“ Die Betriebsjugendvertretungen sollen also nicht zuletzt ein Übungsfeld der Demokratie sein. Durch die Wahl einer eigenen Vertretung, durch die Übernahme von Aufgaben und Verantwortung sollen die Jugendlichen im Betrieb frühzeitig die demokratischen Spielregeln lernen, um dann später in größere Aufgaben innerhalb der Gesellschaft hineinzuwachsen.

Aber auch die Aufgaben selbst, die dem Betriebsjugendvertreter im einzelnen gestellt sind, lassen die Bedeutung der Jugendvertretungen klar erkennen. Sie sind alles andere als leicht. So z. B. hat der Jugendvertreter sich um alle sozialen Fragen der Jugendlichen im Betrieb zu kümmern; er hat für die Einhaltung der für die Jugend geschaffenen Gesetze, vor allem des Jugendarbeitsschutzgesetzes, zu sorgen, auf eine gute Berufsausbildung zu achten und vieles andere mehr. Nicht zuletzt aber soll er den Jugendlichen auch bei ihren persönlichen Sorgen mit Rat und Tat zur Seite stehen und besonders den erst 14- oder 15jährigen „Neulingen“ den meist schweren Weg in die Arbeitswelt ebnen helfen.

Das alles erfordert ganze Kerle. Und damit sind wir beim zweiten wichtigen Punkt, der bei der Vorbereitung der Jugendvertreterwahlen zu beachten ist: Der Aufstellung geeigneter Kandidaten. Wer kommt für dieses verantwortungsvolle Amt in Frage? Welche Voraussetzungen muß ein Kandidat unbedingt erfüllen? Daß er das Vertrauen seiner jungen Kolleginnen und Kollegen im Betrieb haben muß, ist klar. Es genügt aber nicht, daß er die größte Fußballkanone ist. Wichtiger ist, daß er ein Ohr für die kleinen und großen Nöte der Jugendlichen hat, daß er die auf ihn wartenden Aufgaben sieht und bereit und fähig ist, sie anzupacken und zu lösen. Dazu gehört weniger ein großes Mundwerk, als vielmehr Geschick, Ausdauer und Mut. Aber auch beruflich darf der Jugendvertreter keine Niete sein,

wenn er respektiert werden und sich durchsetzen will. Daß er Charakter haben muß, dürfte ebenso selbstverständlich sein. Kurz: Er muß in jeder Hinsicht ein tüchtiger und anständiger Kerl sein, der allgemein geschätzt und anerkannt wird.

Aber selbst wenn er diese Voraussetzungen mitbringt, wird er allein wenig erreichen können. Er braucht die Mithilfe älterer, erfahrener Kollegen, vor allem der Betriebsräte, und ganz besonders die Unterstützung durch seine Gewerkschaft. Nur wenn er sie im Rücken hat, wird er seine Aufgabe erfüllen können und Erfolg haben. Bei ihr kann er sich jederzeit Rat und Hilfe holen, durch sie bekommt er das notwendige Material und vor allem die Möglichkeit, in Kursen und Lehrgängen sich das erforderliche Wissen anzueignen.

Sicher gibt es bei der Vorbereitung der Neuwahlen der Betriebsjugendvertretungen noch manch anderes zu berücksichtigen. Entscheidend ist jedoch, ob es uns gelingt, diesmal wirklich alle Jugendlichen und Betriebsräte von der Bedeutung der Jugendvertretungen zu überzeugen und nur die besten und fähigsten jungen Gewerkschafter vorzuschlagen und zu wählen. Dann werden wir auch die Chancen, die uns das Betriebsverfassungsgesetz bietet, mehr als bisher zum Wohle der Jugendlichen nutzen und ausbauen können.

## Investitionen für den Menschen

„Es genügt nicht, Investitionen nur in der Wirtschaft vorzunehmen, man muß auch Geld für den Menschen investieren, für seine Allgemeinbildung und für die Vorbereitung auf seinen späteren Beruf.“ Dieser Satz steht in der Sonderbotschaft des amerikanischen Präsidenten an den Kongreß, in der dieser aufgefordert wird, 5,7 Milliarden Dollar für ein Bildungs- und Ausbildungsprogramm zu bewilligen. 5,7 Milliarden Dollar, das sind fast 24 Milliarden Mark, und das ist gut halb soviel, wie die Bundesrepublik in diesem Haushaltsjahr einnehmen und ausgeben wird.

Wofür soll das viele Geld verwendet werden? Nun, auch in den USA fehlen 600000 Klassenräume; man will sie bauen. Auch drüben werden die Lehrer im Vergleich zu anderen Berufen weniger gut bezahlt; darum soll ihre Besoldung verbessert werden. Weiterhin will man im größeren Umfang als bisher Geld für Collegistipendien bereitstellen, will Wohnheime für Studenten bauen. Schließlich sollen die Hochschulen großzügiger mit Bibliotheken und Laboratorien ausgestattet werden. Müssen die Amerikaner jetzt so tief für ihre Schulen und Hochschulen in die Tasche greifen, weil sie in der Vergangenheit zu wenig dafür getan haben? Wir entsinnen uns, daß Präsident Kennedy während des Wahlkampfes seinen Landsleuten den Vorwurf gemacht hat, sie hätten nur an den privaten Wohlstand gedacht, die öffentlichen Aufgaben aber vernachlässigt. Stellen wir einmal nebeneinander, was in einigen Ländern pro Kopf der Bevölkerung für Schulen und Hochschulen ausgegeben wurde. Da ergibt sich, die Ausgaben in Dollar umgerechnet, für 1956 folgendes Bild:

Vereinigte Staaten	= 108.13
Sowjetunion	= 78.—
Schweden	= 46.53
England	= 37.84
Bundesrepublik	= 23.05
Italien	= 9.47
Portugal	= 2.87

Was müßte – hätten wir einen Staatsmann, der seinem Volk auch unangenehme Dinge sagt – erst uns Bundesrepublikanern vorgehalten werden! Und wir können uns nicht auf die Ausrede zurückziehen, daß die Amerikaner eben ein reicheres Volk sind, ein höheres Volks- und mithin auch ein höheres Durchschnittseinkommen haben. Von ihrem weit höheren Volkseinkommen haben sie 1955 drüben 5,19 Prozent für Schulen und Hochschulen verwendet, während wir im gleichen Jahr nur auf 3,6 v.H. kamen. Dabei hatten wir Tausende zerbombter Schulen wiederaufzubauen und andere Kriegsfolgen zu beseitigen. Damit sind wir heute, sechzehn Jahre nach Kriegsende, noch immer nicht fertig. Als vor wenigen Jahren unsere Bundesländer erklärten, sie müßten, um endlich einmal die Schulraumnot zu beseitigen, mehr Geld haben, da antwortete ihnen die Bundesregierung: Ihr Länder seid für das Schulwesen zu-



**ERFOLG  
UND  
KÖNNEN**

zeichnen junge  
Gewerkschafter  
aus.

**SIE SIND DIE BESTEN  
BETRIEBS-  
JUGENDVERTRETER**

ständig – wenn ihr Geld von uns wollt, müßt ihr eure Zuständigkeit an uns abtreten. Das wollten natürlich die Länder nicht, und dann ist es bei dem langsamen Tempo geblieben, so daß wir heute immer noch Schichtunterricht als Folge fehlender Klassenräume haben. Wie ganz anders, wie viel nobler geht da der amerikanische Präsident mit seinen Bundesstaaten um! Auch in den USA werden die Schulen, soweit sie öffentlich sind, von den einzelnen Bundesstaaten und den Gemeinden unterhalten, und die Bundesregierung, deren Chef der Präsident ist, hat damit eigentlich gar nichts zu tun. Aber Kennedy sagt: Hier habt ihr Geld, und damit ihr nicht etwa denkt, ich will in eure Rechte eingreifen, wird es euch geborgt. Aber ihr braucht es nie zurückzahlen. – So etwas hören wir bei uns nur, wenn es um Wahlgeschenke an die Landwirtschaft oder eine andere „notleidende“ Gruppe geht.

Und noch etwas anderes macht uns traurig, wenn wir die Botschaft des amerikanischen Präsidenten lesen. Man müsse auch etwas für den Menschen investieren, sagt er, und daß er dabei nicht nur an den Menschen als Produktionsfaktor denkt, geht daraus hervor, daß er Berufsvorbereitung und Bildung nebeneinanderstellt. Die Vorbereitung des jungen Menschen auf seine Aufgaben in der Gesellschaft, im Staat, ist immer schon im amerikanischen Bildungswesen als eine wesentliche Aufgabe angesehen worden. Auch dafür soll mehr aufgewendet werden, besser noch soll der junge Amerikaner dafür ausgerüstet werden, sein menschliches Dasein in der modernen Gesellschaft zu bestehen. Von diesem phrasenlosen, praktischen Humanismus möchte ich auch uns etwas wünschen. Es ist so deprimierend, beim Verfolgen der Diskussion über Bildungsreformen und Bildungspläne immer wieder zu beobachten, daß an alles mögliche gedacht wird, nur nicht an das Interesse dessen, der gebildet werden soll. Da darf die Volksschule nicht verkümmern, da wird die Mittelschule verteidigt. Das Gymnasium darf in seinem Bestand nicht angetastet werden, das berufliche Schulwesen kämpft um seine Anerkennung. Gegen die Kürzung des naturwissenschaftlichen Unterrichts wird mit Leidenschaft protestiert, und wenn der Lateinunterricht eingeschränkt wird, steht die Existenz des Abendlandes auf dem Spiel. Alle möglichen Standes- und Fachinteressen finden ihre Verfechter, die Institutionen – von der Kirche bis zur Handwerkskammer – kämpfen um ihren Einfluß, die Organisationen melden ihre Ansprüche an. Sie alle gebärden sich, als hätte alle Bildungsarbeit nur den Sinn, ihre Existenz zu sichern, vom Menschen, dem sie doch eigentlich alle dienen sollen, ist kaum noch die Rede. Eben darum freuen wir uns, daß einer, der gehört wird, inmitten unserer versachlichten, verappariteten Welt dazu ermahnt hat, auch etwas für den Menschen zu investieren.

Cato

# Komparsen um Bernhard Wicki



Luftballons mit dem Modell der Eden-Bar werden angeboten. Die Komparsen stellen sich auf.

Reportage von Werner Thomas

Im Ruhrgebiet dreht Bernhard Wicki den zeitkritischen Film „Das Wunder des Malachias“ frei nach dem Roman von Bruce Marshall. Im Film geschieht auf das Gebet des Paters Malachias ein Wunder. Die Eden-Bar, eine Lasterhöhle der Großstadt, ist dem Gottesmann ein Dorn im Auge. In der Nacht verschwindet die Bar und findet sich auf einer Nordseeinsel wieder. Das leere Kellergeschoß bleibt zurück. Geschäftstüchtige Manager kommen und bauen einen richtiggehenden Rummelplatz auf. Das Wunder des Malachias wird ausgeschaltet. Kitschige Heiligenfiguren und -bilder, Malachias-Lebkuchen, das Wunderwasser und bunte Luftballons mit dem Modell der Eden-Bar werden angeboten und verkauft.

Bernhard Wicki filmt nicht im Atelier. Die Kulissen sind echt. Hauptdarsteller ist Heinz Bollmann, der den Pater Malachias spielt. Eine Hauptdarstellerin gibt es nicht. Das Wort „Star“ hört Bernhard Wicki nicht gern. In diesem Film spielen darum die Komparsen die größte Rolle. Täglich werden sie in den Tageszeitungen gesucht.

Gisela, 17, und Ute, 18 Jahre alt, Stammgäste in der Milchbar und Konsumentinnen einschlägiger Filmjournale, machen auch mit. Sie stehen im Keller des verschwundenen Hauses. Aus dem Lautsprecher dröhnen die Regieanweisungen.  
„Achtung, Aufnahme!“

Auch die Kleider der Schwestern sind echt. Zuckerwaren mit dem Wunder-Malachias schmecken süß.

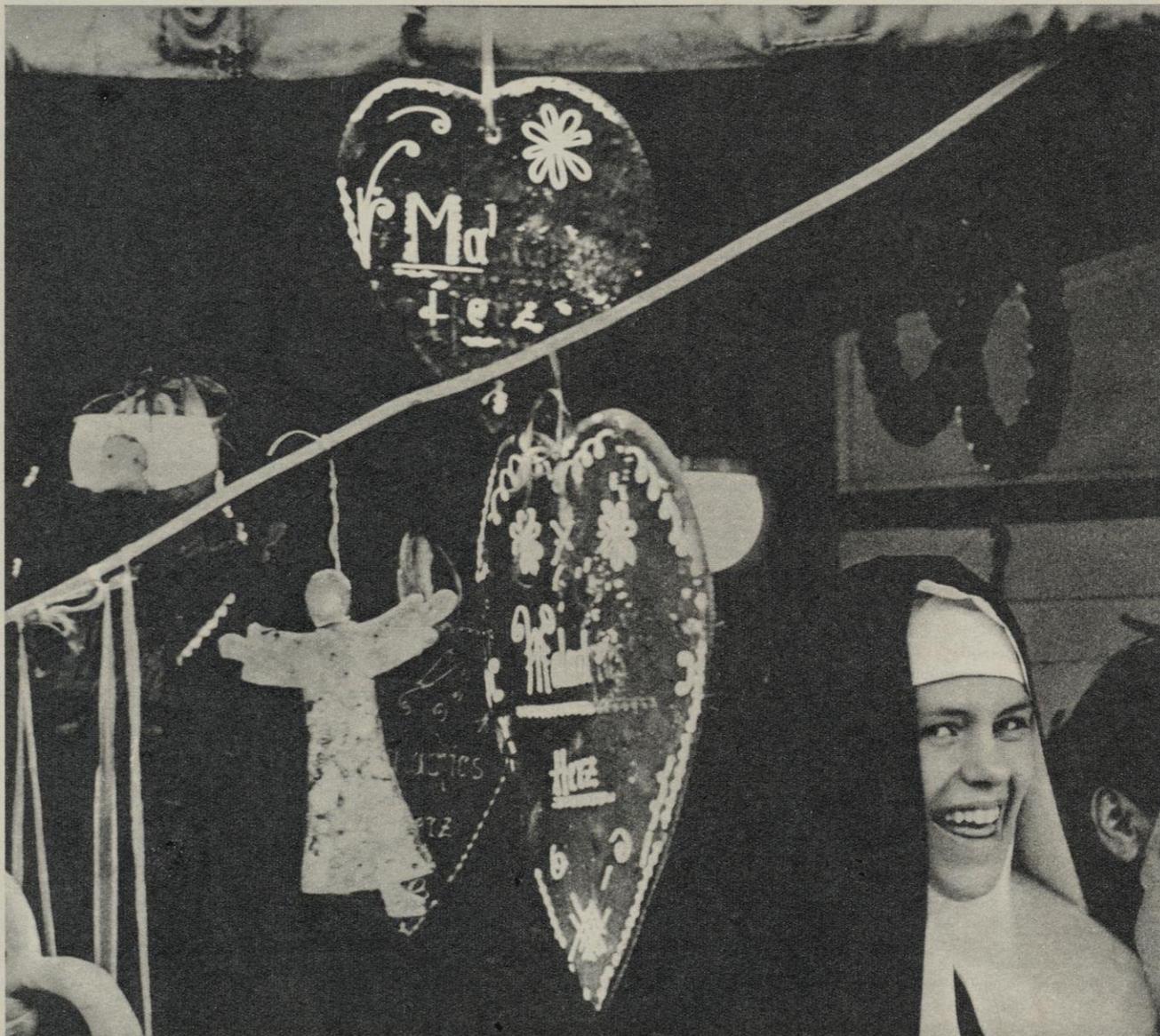
„Ton läuft!“  
„Kamera läuft!“  
„Klappe 814 das dreizehntmal.“  
Gehorsam gehen die Statisten durch die Klergänge. Aus dem Lautsprecher kommt die Stimme des Assistenten:  
„Schneller werden, schneller...“

Später, bei einem Glas Milchshake, erzählt Gisela ihren Freundinnen von dem „Blick hinter die Kulissen“.

„Ich habe mir in den letzten Tagen die Füße wundgestanden. Das von mir so erstrebte Ziel ein Filmstar zu werden, habe ich aufgegeben. Das angeblich so süße Filmleben ist bitter. Bitter tief in die Nacht sah ich den Regisseur, die Assistenten, Kameramänner und Beleuchtungsleute.“

Die Schauspieler, die in langen Warteperioden sich warmzuhalten versuchten, aßen nicht Kaviar und Hummer, sondern ein kalt gewordenes Würstchen. Für 30 DM, abzüglich Steuern, habe ich mir den ganzen Tag und eine halbe Nacht um die Ohren geschlagen. Das ist ein hartes Filmgeschäft! Ich bleibe lieber bei meiner Schreibmaschine im Büro.“

Die Leute „vom Bau“ lächeln, wenn sie solche Urteile hören. Sie wissen längst, daß nach dem Rezept: „Deutschland, deine Sternchen“ bei ihnen keine Karriere zu machen ist. Besonders dann nicht, wenn der Regisseur Bernhard Wicki heißt.



Gisela will kein Filmstar mehr werden, was sie gesehen hat, genügt ihr.

Ute sagt: „Daß ein Filmtag bis in die Nacht andauert, hätte ich nicht gedacht.“



# Karlchen Kruse paßt diebisch auf



Heinz Bollmann spielt den Pater Malachias.

Klaus von Rautenfeld, der 1. Kameramann, erklärt seinem Regisseur, wie er die erste Aufnahme meistern will.



Als Karlchen Kruse in den Betrieb von Müller & Co. eintrat, war er zuerst leicht verdattert. „Oje, wie wird es mir gehen mit all den vielen fremden Leuten und den Maschinen und dem großen Radau!“

Aber bald merkte er, daß er doch nicht so allein war. Da waren die übrigen Lehrlinge, von denen auch einige erst vor kurzem die Lehre begonnen hatten. Da war auch der Lehrmeister, dem man ansah, daß er seinen Beruf beherrscht wie kein anderer, und mit dem man eigentlich ganz gut auskommen kann. Da war auch der Betriebsrat, von dem Karlchen bald merkte, daß er einiges mit zu entscheiden hat. Und der Betriebsjugendvertreter Rudi ist ein richtiger Kumpel, mit dem man wirklich alles bequatschen kann. Und das Tollste, und weiß auch über eine ganze Menge Bescheid. Von ihm erfuhr Karlchen, was es mit dem

## neuen Jugendarbeitsschutzgesetz

auf sich hat.

In diesem Gesetz steht, daß alle Jugendlichen bis zu 18 Jahren täglich nicht länger als 8 Stunden arbeiten dürfen. Karlchen darf in der Woche nicht länger als 40 Stunden beschäftigt werden, weil er noch keine 16 Jahre alt ist, und die Älteren bis zu 18 Jahren dürfen höchstens 44 Stunden wöchentlich arbeiten. Da aber für die Erwachsenen die 5-Tage-Woche im Betrieb eingeführt wurde, dürfen deshalb auch die Jugendlichen nicht am Samstag beschäftigt werden, so daß für alle die 40-Stunden-Woche gilt.

Über die vorgeschriebene lange Ruhepause von einer Stunde ist Karlchen zwar nicht sonderlich begeistert, aber eigentlich tut es ihm sehr gut, zwischen der Arbeit mal richtig abschalten zu können und auch mal ein Fußball-Match hinzulegen.

Urlaub gibt's 24 Tage im Jahr, für diejenigen, die im Bergbau unter Tage arbeiten, sogar 28 Werkstage – eine prima Sache.

Da Karlchen am Mittwoch 6½ Stunden Berufsschulunterricht einschließlich der Pausen hat, braucht er an diesem Tage nicht mehr in den Betrieb, und natürlich darf die Entlohnung deshalb keineswegs verkürzt werden.

Das Gesetz schreibt noch viel mehr vor über Freizeit, Nachtruhe, Verbot der Akkord- und Fließarbeit und die Gesundheitsüberwachung. Über die Gesundheits- und Unfallgefährdung muß seit neuestem im Betrieb Unterricht gegeben werden. Ist schließlich kein Vergnügen, wenn einem aus Versehen eine Kiste auf den Kopf fällt.

Auch über

## die Berufsausbildung

erfuhr er von seinem Betriebsjugendvertreter einiges – so, daß die Lehrberufe vom zuständigen Bundesminister auf Vorschlag der Arbeitgeber und der Gewerkschaften festgesetzt werden. Er bestimmt auch die Dauer der Lehrzeit, so daß es dem Meister nicht möglich ist, von sich aus einfach die Lehrzeit zu verlängern, was mancher vielleicht gern tun würde. Der Lehrvertrag muß spätestens vier Wochen bzw. einen Monat nach dem Eintritt in den Betrieb abgeschlossen werden. Der Meister hat dafür zu sorgen, daß er in die Lehrlingsrolle bei der Industrie- und Handelskammer bzw. bei der Handwerkskammer eingetragen wird. Auf jeden Fall paßte Karlchen diebisch auf, daß das Exemplar, das er zurückbekam, den Stempel der zuständigen Kammer trug, denn nun kann nichts mehr passieren, wenn er die Abschlußprüfung ablegen will. Natürlich hat Karlchen den Lehrvertrag genau durchgeschnüffelt. Schließlich wollte er wissen, was er und seine Eltern unterschreiben. Im übrigen können auch die Gewerkschaften hierzu einige Tips geben. Die Ausbildung hat entsprechend dem Berufsbild und den fachlichen Vorschriften zu erfolgen. Karlchen hatte sich jedenfalls fest vorgenommen, wenn ich nicht genug lerne, dann sage ich: „Servus, hab' die Ehre“, und suche mir einen neuen Job. Während der Probezeit

ist das ja immer möglich. Nachher allerdings ist es damit aus. Karlchen interessierten natürlich auch die Piepen, die er mit nach Hause bringt. Na, 45 DM im Monat fürs erste ist zwar nicht die Wucht, aber es geht, und nach jedem Jahr gibt es mehr. Karlchen hatte Glück! Die Gewerkschaft hatte einen Tarifvertrag auch für die Lehrlinge abgeschlossen, der genau festlegt, was der Lehrling bekommt, und wenn alles klappt, gibt es auch mal zwischendurch tarifliche Erhöhung. Von Emil erfuhr Karlchen, daß im Handwerk das nicht überall so ist. Aber das wird sich auch noch ändern. Werde mir natürlich so ein Mitgliedsbuch der Gewerkschaft an Land ziehen, dachte Karlchen, man kann ja nicht wissen, was alles noch kommt – gedacht – getan. Bei der Gewerkschaft erfuhr Karlchen, daß vor allem die Löhne für die Facharbeiter, aber auch für die Ungelernten und die Angestellten tarifvertraglich geregelt sind und daß man hierauf nur Anspruch hat, wenn man Mitglied der Gewerkschaft ist.

## Die leidigen Abzüge

Karlchen sah auf den Lohnzetteln von Fritz und Hans, was die alles an Abzügen auf dem Lohnstreifen hatten – nicht gerade erfreulich. Da sind also die Beiträge zur Rentenversicherung, zur Krankenversicherung und zur Arbeitslosenversicherung. Als Lehrling ist Karlchen in der Arbeitslosenversicherung allerdings nur im letzten Lehrjahr. Eigentlich allerhand, was so an Versicherungen notwendig ist – aber wenn einen z. B. mal eine Krankheit richtig packt, ist man doch recht froh, wenn die Krankenkasse einspringt. Übrigens muß der Arbeitgeber bei einer Krankheit die Lehrlingsvergütung bis zu 6 Wochen weiterzahlen und bei einem Betriebsunfall bis 12 Wochen. Er hat auch den Beitrag zu den angeführten Versicherungen zu übernehmen bis zu einem Verdienst des Jugendlichen von 65 DM monatlich, in der Rentenversicherung zur Zeit bis zu 85 DM. Deshalb hatte Karlchen keine Abzüge. Im übrigen – nicht mehr als recht und billig. Bekommt er allerdings mehr, muß Karlchen die Hälfte der Beiträge entrichten und der Arbeitgeber nur den Rest. Lohnsteuer darf erst abgezogen werden, wenn der Verdienst in der Woche mehr als 55,96 DM und im Monat mehr als 242,49 DM beträgt.

Wenn Karlchen so darüber nachdachte, was er für Sorgen hatte, als er vor einem Jahr in den Betrieb kam, dann mußte er lachen. „Ist doch für alles ganz gut gesorgt“, sagte er zu seinem Betriebsjugendvertreter. Aber der meinte: „Man muß schon höllisch aufpassen – Holzauge sei wachsam.“ „Und geh in die Gewerkschaft“, sagte Karlchen.

## Felix



„Steh nicht so lautlos herum!“  
„Soll ick Ihnen vielleicht wat husten?“



## Kuradaittscha-Schwur

Kurzgeschichte aus Australiens Steppe von Madden Cassidy

Lunurgin trottete das Flußbett entlang. Es war mitten in der Trockenzeit, und der Fitzmaurice im südlichen Arnhem-Land war nur ein dünnes Rinnsal zwischen glänzend weißen Sandbänken, die sich auf jeder Seite hundert Meter weit ausdehnten, bis zu den steilen Ufern aus braunem Sandstein. Lunurgin hatte sich aus zwei Gründen für das Flußbett entschieden: erstens, weil die überhängenden Ufer am frühen Morgen ein wenig Schatten boten, und zweitens war er hier unten weniger leicht zu entdecken, als auf dem erhöhten Ufer. Die Mittagssonne prallte erbarmungslos auf seinen Schädel, und der weiße Sand brannte unter seinen Füßen. Doch er wagte nicht, Rast zu machen. Wenn er die Stoney Rises, die Lavawildnis an der Flußquelle, erreichte, durfte er hoffen, dem schwarzen Fährtsucher Charlie zu entwischen; aber hier im offenen Land konnte ihn selbst der weiße Feldjäger einfangen. Lunurgin bezweifelte keinen Augenblick, daß Charlie und der Feldjäger Robinson bereits auf seiner Spur waren. In der Welt des weißen Mannes verbreitete sich eine Nachricht rasch. Sofort nachdem er Harding mit seinem Speer getötet hatte, war er in Richtung der Stoney Rises fortgelaufen, sie waren drei Tagesmärsche – oder einen Tageslauf – von der Yamba-Viehstation entfernt. Die ganze Nacht hindurch war er getraut – Charlie und Robinson würden zu Pferde kommen. Lunurgin ärgerte sich, daß er in seiner Wut nicht daran gedacht hatte in der Station ein Pferd für seine Flucht zu stehlen.

Drei Stunden flußabwärts verfolgten Robinson und Charlie, nebeneinanderreitend, die deutlich im Sand sichtbaren Spuren. Neben ihnen lief Wallach, ein magerer, struppiger Köter. Ein übleres Vieh konnte man sich kaum vorstellen. Es stank wie die Pest und war obendrein bössartig. Es gehorchte keinem Menschen außer Charlie, und Charlie schien das völlig in Ordnung zu finden.

Die Pferde ließen ständig im Tempo nach, sie waren an die weiche, sandige Erdoberfläche nicht gewöhnt. Hin und wieder sprach der Eingeborene in Bardsprache mit seinem Hunde, an seinen weißen Begleiter wandte er sich nicht. Charlie hat schlechte Laune, dachte Robinson. Und da er Charlie gern hatte, respektierte er seine Launen und machte keinen Versuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Robinson hatte Charlie nicht nur gern, er war stolz auf ihn, wie man auf ein ungewöhnliches und wertvolles Werkzeug stolz ist. Keiner in der ganzen Schutztruppe hat einen so fabelhaften Fährtsucher wie ich, sagte er sich immer wieder. Aber an diesem Morgen hatte ihr gutes Einvernehmen einen Stoß bekommen. Gleich nachdem Robinson telegraphisch die Meldung erhalten hatte, daß der Aufseher der Yamba-Viehstation mit einem Speer getötet worden war, hatte er Charlie hereingerufen und ihm gesagt, daß er sich für eine Dreitagestour fertigmachen solle. Der Fährtsucher war rebellisch geworden. „Wozu Lunurgin einsperren“, hatte er gerufen. „Harding sein ein Schurke, sein selbst schuld!“ Soso, also Lunurgin war es gewesen. Robinson hatte es längst aufgegeben, sich darüber zu

wundern, woher die Eingeborenen solche Dinge erfuhren. Charlie hatte nicht unrecht, Harding hatte sich mit den Frauen der schwarzen Australier abgegeben, der sicherste Weg, einen Speer in den Rücken zu bekommen. Lunurgin war ein junger Viehtreiber auf der Station, vor einem Jahr hatte er ein Warangaiti-Mädchen geheiratet, und jetzt hatte seine Frau ihm einen Mischling geboren. Robinson seufzte. Es war die Schuld der Grundbesitzer. Sie wollten nur unverheiratete Männer einstellen. Auch die Regierung schickte nur unverheiratete Feldjäger in die Bezirke. Kein Wunder, wenn es dauernd Ärger wegen der schwarzen Frauen gab.

Doch Robinson machte keine Gesetze, er hatte sie auszuführen, er hatte Lunurgin zu fangen.

Geduldig hatte er es Charlie auseinandergesetzt; wer bei der Schutztruppe arbeitete, mußte die Pflicht vor die persönlichen Gefühle setzen. Und schließlich hatte sich Charlie mißmutig bereit erklärt, mit ihm zu reiten. Robinson wußte allerdings nicht, daß Lunurgin und Charlie zum gleichen Stamm gehörten, zu den stark dezimierten Warangaitis, daß sie Blutsbrüder waren, und daß der schwarze Fährtsucher neben ihm jetzt vor Zorn auf die Gesetze der Weißen kochte.

Lunurgin war erschöpft. Er wußte, er mußte nun bald eine Pause einlegen. Er lief auf das Rinnsal zu, watete hindurch und rannte zum gegenüberliegenden Ufer. Er begann die Uferwand empor zu klettern und brachte dabei mutwillig ein paar Steine ins Rollen. Auf halber Höhe ragten ein paar Malleewurzeln aus dem Felsen. Er preßte seinen Körper gegen den Sandstein, griff mit einer Hand eine Wurzel und zerrte mit aller Kraft. Er riß die Wurzel ein Stück aus dem Fels heraus. Es sah aus, als hätte sich hier jemand an der Wurzel hochgezogen. Dann kletterte Lunurgin mit äußerster Vorsicht, ohne auch nur einen Kiesel zu verschieben, zurück. Er landete im Flußbett genau in seinen alten Fußstapfen. Rückwärts wanderte er in ihnen zurück zum Wasser. Bei jedem Schritt legte er sorgfältig sein Gewicht nach vorn. Im Wasser angelangt, trabte er zwei Kilometer in ihm entlang bis zu einer großen Biegung, wo der Wasserfaden sich dicht an die Uferfelsen heranschlangelte. Hier hatte er Glück. Die knorrigen Zweige eines Bottlebrushbaumes hingen über dem Fluß. Er sprang in die Höhe, schwang sich auf einen der unteren Äste und kletterte den Baum empor, bis er auf den Uferfelsen stand. Sorgsam suchte er den Horizont ab – nichts zu sehen. Ein paar Kilometer vor ihm endete die große Schleife des Flußtales, und das Bett begradigte sich wieder. Diese Schleife konnte er abschneiden, wenn er über den offenen Busch rannte. Nicht mehr im gleichmäßigen Trab der Schwarzen, sondern in einem großartigen Spurt jagte er ans andere Ende der Flußbiegung. Dort stieß er auf eine mit Gestrüpp bewachsene Mulde. Eine Eidechse, die sich dort gesonnt hatte, huschte ihm aus dem Weg. Er freute sich nach ihr, biß ihr den Kopf ab, sank in den spärlichen Schatten und verzehrte das weiche, fette Eidechsenfleisch. Dann entspannte er jede Muskel seines Körpers, und eine halbe Stunde lang ruhte er so tief und vollstän-

dig, wie es kein Weißer fertigbringt. Danach kletterte er in das Flußbett und nahm seinen Trott wieder auf, diese häßliche schaukelnde Bewegung, die die Schwarzen tagelang durchhalten vermögen.

Eine Weile später erreichten Charlie und Robinson die Stelle, wo die Spuren den Fluß kreuzten. Charlie schöpfte sofort die Hoffnung. Es war nicht vorteilhaft für Lunurgin, den Fluß zu queren. Aber er schwieg. Wenn es sie aufhielt und Lunurgin dadurch eine Chance erhielt, um so besser. Am anderen Ufer begann er großartig nach Spuren zu suchen, indem er mit dem Boden gehefteten Blicken immer größere Kreise lief. Das konnte er nicht in alle Ewigkeit fortsetzen. Robinson war kein Dummkopf. Er wußte, daß Charlie nicht so leicht irre zu werden war. „Was ist?“ fragte der Feldjäger ungeduldig. „Du hast dich wohl reinlegen lassen?“ – „Keine Spuren“, sagte Charlie. „Wenn die Fährtsucher ein Jahr bei der Truppe sind, sind sie fertig. Taugen nichts mehr“, sagte Robinson langsam. „Vielleicht werde ich dich wegschicken und mir Munding als Fährtsucher nehmen.“ Das kränkte Munding war nur ein dummes Krippajunge. „Lunurgin im Wasser gegangen“, knurrte Charlie und deutete flußaufwärts. Robinson drehte sich um und grinste triumphierend; es hatte gewirkt. Sie ritten auf die andere Seite zurück. An der Biegung machte sie halt. Charlie entdeckte im Wasser ein paar verräterische Spuren, doch er schaute Robinson an, als wüßte er nicht weiter. Robinson machte eine verächtliche Handbewegung. „Charlie kaputt, was?“ sagte er. „Fertig. Wird bald sterben. Ich werde mir Munding holen.“

Charlie sah keinen Ausweg mehr. Er beugte sich vor, stemmte den rechten Ellbogen in die Leisten und legte den Zeigefinger an den Nabel. In dieser Stellung blickte er Robinson an und sagte ruhig: „Ich bringen ihn – ich Lunurgin bringen, in Polibarakette!“ Er hatte den Kuradaittscha-Eid geleistet, den heilige Schwur der eingeweihten Warangaiti. Robinson wußte, was das hieß: Sie würden Lunurgin fangen.

Charlie klomm den Bottlebrush hinauf, lief ein paar mal im Kreis und fand Lunurgins Spur. – Er schrie Robinson zu, er solle den Pferden im Flußbett weiterreiten. Dann trabte er los. Hinter der Flußschleife fand er die Fährte wieder und merkte, daß sie sehr frisch war. Lunurgin konnte höchstens eine Stunde von dem Ufer gesprungen haben. Ungeduldig wartete er auf Robinson und die Pferde. Jetzt wollte er die unangenehme Arbeit so schnell wie möglich hinter sich haben. Als die Pferde ankamen, sprang er in den Sattel und trieb seinen Gaul so unermüdet an, daß er erstaunte Robinson kaum Schritt halten konnte.

Eine Stunde später mußten sie Rast machen. Die Pferde waren am Ende, ihre Füße waren wund vom Sand. Robinson packte den Proviant aus, und sie aßen schweigend. Dann holte er eine Flasche Wasser und bot sie seinem Begleiter an. Und wie immer wies sie der Schwarze zurück. Statt dessen ging er ein Stück weiter, aus dem Fluß und zu den Sandsteinfelsen, hielt plötzlich an, und griff mit dem Fuß im Sand. Dann bückte er sich und grub mit den Händen. Nach etwa dreißig Zentimetern war der Sand feucht. Ein paar Zentimeter tiefer sprudelte eine winzige Quelle. Sie war klar und eiskalt. Wie immer teilte er sie mit seinem Hund und wie immer wunderte sich Robinson. Er hatte es hundertmal selbst versucht und nie Erfolg gehabt. Sie zogen weiter. Es war jetzt vier Uhr nachmittags, aber die Sonne brannte noch heiß. Bald mußten sie den Flüchtling überholen. Schon wurden die Ufer flacher. Beide Männer machten sich große Sorgen um die Pferde. Mit jedem Schritt sanken ihre Hufe tief in den Sand, und die Kieselteilchen, die sich in ihrem Kötenhaar festsetzten, verursachten den Tieren große Schmerzen. Robinson schlief vor, die Pferde beim ersten Einschnitt in die Uferfelsen nach oben zu treiben, auf festen Boden, wo sie schneller vorankämen. Charlie willigte nur ungern ein.

Durch den Zeitverlust, den sie hierbei erlitten, gelang es Lunurgin, die Stoney Rises zu erreichen. Mit unbewegtem Gesicht war er die ganze Zeit weitergetraut, ohne Panik und ohne das Tempo zu verlangsamen.

Bevor der Fitzmaurice-Fluß unter der Erde verschwand, verbreiterte sich sein Bett und die Ufer flachten so ab, daß sie ein schüsselartiges Tal bildeten. Von dort führte eine Schlucht in die geheimnisvollen Stoney Rises. Lunurgin kletterte gerade diese Schlucht empor, als die Verfolger seiner ansichtig wurden. Er hatte sich keine Illusionen über sein Täuschungsmannöver unten am Fluß gemacht. Charlie würde auf seiner Spur bleiben. Das war sein Job. Dafür wurde er bezahlt.

Einen Augenblick später war er in dem Gewirr von Höhlen und Abgründen und bizarr geformten Lavagestein verschwunden. Der Feldjäger saß in der Klemme. Lunurgin durfte nicht entweichen. Er mußte Hardings Mörder fassen und dem Gericht übergeben. Aber in diese vulkanische Wildnis würde er sich nicht begeben. Dort konnte es kein Weißer mit einem Eingeborenen aufnehmen. Er wollte auch seinen Fährtsucher nicht verlieren, doch einen Ausweg ohne Risiko gab es nicht mehr. „Hier nimm das!“ Er schnallte die Pistolentasche ab, nahm einen der beiden Revolver heraus, entscherte ihn, steckte ihn zurück und reichte den Gürtel Charlie. „Schieß nur, wenn es unbedingt nötig ist. Bring ihn her! Ich warte hier!“

Charlie band sich die Pistole um, drängte sich durch ein Gewirr stachelloser Kakteen und verschwand hinter einem Geröllblock. Wallach strich ihm nach. Nur mit Mühe entdeckte er auf dem hartten Boden hier und da eine Fährte. Und jeden Augenblick konnte ihn Lunurgin von hinten oder von oben mit einem wohlgezielten Felsblock erledigen. Er fragte sich, warum er es eigentlich nicht tat. Und plötzlich sah er ihn. Jenseits einer schmalen Schlucht hockte er auf einem Stein und grinste freundlich... Charlie setzte über den Abgrund. Doch er hatte vergessen, daß er den Revolvergürtel trug. Als er drüber auf einem Felsenvorsprung landete, prallte die Pistolentasche gegen den



*Siegfried Reiche*

Fels und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Ein Fuß rutschte ab. Seine Hände schlugen in die Felswand, aber in dem Sekundenbruchteil, der allein ihn retten konnte, fanden sie nichts, woran sie sich klammern konnten. Er rutschte ab, schlug auf und rutschte weiter. Dreimal ging die Pistole in der Tasche los, doch die Schüsse verletzten ihn nicht. Als er am Grund der Schlucht in ein Beet stachelloser Kakteen fiel, war er bereits bewußtlos. Doch wären die Kakteen nicht da gewesen, hätte er sich totgeschlagen.

Am anderen Tag kam er zum Bewußtsein. Sein Körper war ein einziger Schmerz. Vorsichtig regte er alle Gelenke. Kein Knochen gebrochen – nur Beulen überall. Etwas Rauhes drängte sich an ihn. Es war Wallach. Winselnd leckte er Lunurgins Hand. Aber wo war er? Seine Augen glitten umher. Er lag in einer riesigen Höhle, über ihm glitzerten Stalaktiten im ungewissen Licht, unter sich hörte er Wasser rauschen. Charlie erkannte die Höhle wieder. Hier hatte er als Junge oft mit Lunurgin gespielt. Und da, ihm gegenüber im Halbdunkel hockte Lunurgin und orientierte von einem Ohr zum anderen. Und Lunurgin hatte den Revolvergürtel umgeschlallt.

„Jabin, Keero, Tanya Boort yey. Reg dich nicht auf. Lieg still. Was macht dein Kopf.“ Charlie antwortete, sein Kopf täte fürchterlich weh und er könne sich nicht bewegen. Lunurgin erzählte, daß er ihn aus der Schlucht geholt und in diese Höhle geschleppt hätte. Charlie war sofort klar, daß Lunurgin dabei sein Leben riskiert hatte. Und diesen Mann wollte er zur Polizeibaracke schleppen. Er hatte es mit seinem heiligsten Eid geschworen – er mußte es tun.

Er mußte den Kuradaitscha-Schwur halten. Während der nächsten zwei Tage pflegte ihn sein Blutsbruder, brachte ihm Wasser, Eidechsen, Larven, Wurzeln. Und zwei Tage lang wartete Robinson ungeduldig an der Felsspalte, wo der Fluß unter der Erde verschwand. Er hatte, eine Stunde, nachdem der Fährtsucher ihn verlassen hatte, Schüsse gehört. Warum kam Charlie nicht wieder? Wollte er Lunurgin entkommen lassen? Doch er besann sich auf den Eid, nein – Charlie würde tun, was er geschworen hatte. Robinsons Proviant ging zu Ende. Als er auch den dritten Tag in der glühenden Hitze gewartet hatte, erfüllte ihn eine maßlose Wut auf Lunurgin, der ihm all diese Unbequemlichkeiten verursachte.

Maßlose Wut auf seinen Job, auf dieses Land, auf alle Schwarzen. Charlie lag auch am dritten Tag still in der Höhle, obwohl die Schmerzen in seinem Körper nachgelassen hatten und er seine Kräfte zurückkehren fühlte. Lunurgin brauchte es nicht zu merken. Als Lunurgin am Abend wieder in die Höhle trat, er war wieder stundenlang draußen umhergeschweift, um etwas Eßbares aufzutreiben, da schoß plötzlich ein Bein vor seine Füße, er stolperte und ein Schlag auf den Hinterkopf warf ihn zu Boden. Noch während er stürzte, riß Charlie ihm den Pistolengürtel herunter, und als er lag, bog er ihm den Arm nach hinten. Lunurgin war wehrlos. Charlie hatte seinen Mann! Erbarmungslos ließ er Lunurgin vor sich her marschieren, zerrte an seinem Arm und preßte ihm mit der Linken den Revolver gegen die Rippen. Durch Höhlen und Schluchten, an Kraterändern vorbei schob er ihn vor sich her und erreichte endlich das Flußbett. Doch hier erlebte er eine unangenehme Überraschung. Robinson empfing ihn in wilder Wut. „Wo, zum Teufel, hast du dich rumgetrieben?“ Er schenkte Charlies Bericht keinen Glauben. Aber es kam noch schlimmer. Er nahm ein Seil und band Lunurgins Hände auf den Rücken und knotete das Seil an Charlies Sattelzeug. Die Schwarzen beobachteten ihn in stummer Empörung.

Einen Mann zu binden und hinter einem Tier herlaufen zu lassen, erschien den Eingeborenen ein unglaublich schändlicher Gedanke. Eine Stunde später hielt Robinson an, und befahl Charlie, Wasser zu suchen. Charlie tat, wie ihm geheißen, und als das Quellchen aufsprang, bückte er sich und schmeckte, ob es gut war. Robinson kam heran, um zu trinken, da drängte sich Wallach vor und begann gierig zu saugen. Robinson trat ihm mit dem Stiefel in die Seite, der Hund jaulte vor Schmerz auf und kroch wimmernd zu Charlie, der ihn zärtlich streichelte. „Jabin, jabin Keero ka – a“, flüsterte er ihm ins Ohr und massierte sanft seinen Rücken. Robinson tat es sofort leid. Seine Wut hatte sich ohne sein Wollen Luft gemacht. Er wandte sich ab. Lunurgin und Charlie sahen sich an. Keiner von ihnen sprach, aber was später geschah, war eine Folge dieses Augenblicks. Um seine Roheit wiedergutzumachen, band Robinson den Schwarzen los, und die Eingeborenen wechselten sich jetzt ab im Reiten und Nebenherlaufen. Auf diese Weise kamen sie schneller vorwärts; im Morgengrauen erreichten sie die Polizeistation. Robinson schloß Lunurgin in der hölzernen Zelle ein, ging in die Baracke und legte sich schlafen. Ein paar Minuten später klopfte Charlie an seine Tür und trat ein. „Mitte Robinson, Charlie gegeben Kuradaitscha-Schwur, bringen Lunurgin her, zur Baracke. Charlie hat gehalten Kuradaitscha-Schwur.“ Robinson blickte erstaunt auf. „Klar Charlie, du hast dein Versprechen gehalten. Du bist der verdammte beste Fährtsucher, den es gibt.“ Er streckte die Hand aus. Charlie nahm sie nicht. „Gut Boß, Charlie Versprechen gehalten“, sagte er und glitt aus der Tür. Robinson streckte sich aus, wie herrlich, in einem richtigen Bett zu liegen. Eine Stunde später öffnete Charlie lautlos die Tür zur Baracke, langte den Schlüssel vom Hakenbrett an der Wand und schloß die Zelle auf.

„Zeit zu gehen, Lunurgin“, flüsterte er. Die beiden Männer vom Warangaiti-Stamm grinsten im Dunkeln und warfen sich die Arme um den Hals.

Zwei Monate später suchte Robinson immer noch einen neuen Fährtsucher, und eine Viehstation, 800 Meilen ostwärts besaß zwei neue, tüchtige Viehtreiber. Einer von ihnen hatte einen Hund namens Wallach.

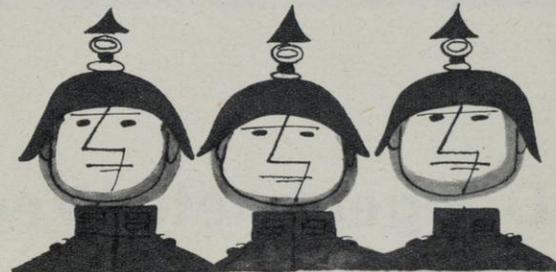
Illustrationen: Siegfried Reiche

## Der Paradekarren

Von Josef Reding

Ich feile in dieser Stunde – darf ich sie in Anlehnung an die astronomische Poesie Sternstunde nennen? – an einem Schreiben an die Regierung. Es braucht mir niemand zu sagen, daß es bei einem solchen Skriptum auf einen gepflegten Stil und Präzision des Ausdrucks ankommt. Und doch möchte ich bei aller Sachlichkeit auch Spuren von Anmut in den Brief einfließen lassen, ich überlege noch, ob durch Vokabeln wie „submisses“ oder „dekoriertes Veteran“ eine derartige Wirkung erzielt wird. Vielleicht nimmt sich eine solche Wortwahl antiquiert an? Ich werde lieber bei einem moderneren Wortschatz Anleihe machen und mich als „konstruktiver Staatsbürger“ und „ordnungsliebender Charakter“ bezeichnen. Ich bin nämlich ein Erfinder, und mein Berufsstand ist leicht dem Verdacht einer etwas genialen Schludrigkeit und angeschmuddelten Unzuverlässigkeit ausgesetzt. Auch rückt uns eine kraftvolle Phantasie in die Nähe zu den Dichtern, die in unserem Staatswesen von gar manchem wackeren Beamten anarchistischer Gelüste geziehen werden.

Nicht ein Deut von dieser Anrühigkeit soll aus meinem Vorschlag an unsere Regenten herauszulesen sein. Vielmehr soll meine Eingabe vor Gesundheit strotzen. Es geht nämlich um meine bisher wesentlichste Erfindung: den Paradekarren. Die nötigen Unterlagen – Skizzen, statische Berechnungen, Kostenvoranschläge – sind bereits zusammengestellt. Auch ist die Gebrauchsanweisung schon entworfen, die in diesem folgenden Wortlaut ohne Umschweife Eingang in die Dienstvorschrift unserer beachteten Streitmacht finden könnte:



Der Paradekarren 61 ist eine vollautomatische Staatsnotwendigkeit. Er besteht aus drei Dutzend Gummireifen, einer ausziehbaren Ladefläche aus Blech und Hartholzfiguren in Kompanie- bis Bataillonsstärke. Die Figuren sind mit grellbuntem Schutzanstrich versehen und automatisch bewegbar. Der Bewegungsradius reicht vom Präsentiergriff bis zum Lockerstrampeln bei mehr als dreistündiger Wartezeit. Gekoppelte Mikrophananlagen ermöglichen dem mit hohen Gästen die Front des Paradekarrens abschreitenden Kommandanten, auf eventuelles Befragen den einzelnen Hartholzsoldaten individuelle Antworten in beliebiger Lautstärke ausstoßen zu lassen wie „Jawoll, Majestät!“ oder „Verpflegung reichlich und schmackhaft, Exzellenz!“ oder „Nur Bürger in Uniform, Herr Präsident!“ Durch Löcher unter den Hartholzsoldaten können in gegebenen Fällen Salutlärm und Pulverdampf ausgestrahlt werden. Legt man in der Repräsentanz auf bestimmte Waffengattungen Wert, so kann den Hartholzsoldaten bei Luftwaffenbesuch ein Vogel an den Kopf gesteckt werden, bei Marinegästen ist Meerwasserberieselung bis zum Hals indiziert, bei Infanteristen genügt Normalausführung. Die Helme der Hartholzsoldaten sind durch die Kopfbedeckungen Zylinder (demokratisch), Turban (orientalisch), Baskenmütze (intellektuell-künstlerisch), Sportmütze (proletarisch) und Cowboyhut (amerikanisch) ersetzbar. Statt des Holzgewehrs lassen sich – vor allem für die Übergangszeit nach verlorenen Kriegen – Regenschirme oder Spaziestöcke in die Hände der Hartholzsoldaten montieren. Der Paradekarren 61 ist stets gebrauchsfähig. Ausfälle durch Ohnmacht, Krankheit oder unvorhergesehene Kriegereignisse sind nicht zu erwarten. Proben ergaben, daß die Ehreinheit des Paradekarrens selbst bei Herzschuß in jeden Hartholzsoldaten noch stand, ohne auch nur mit der Wimper gezuckt zu haben. Die Einführung des Paradekarrens 61 in die Streitmacht bedeutet einen Wendepunkt in der militärischen Show-Entwicklung unseres Landes.“

So ist die Benutzungsanleitung des Paradekarrens skizziert. Es kommt mir darauf an, unseren Oberhäuptern gleich zwei solcher Karren zum Ankauf zu empfehlen: je einen für Bahnhof und Flugplatz. Den größten Nachdruck aber möchte ich auf die Tatsache legen, daß nicht etwa menschliche Aspekte mich zur Konstruktion des Paradekarrens verleitet haben. Wer stundenlang auf fremde Leute warten will, die ihn nichts angehen, mag das tun, auch, wenn ihm dabei übel wird. Mir kommt es bei meiner Erfindung einzig und allein darauf an, dem Staate, in dem zu leben ich den Vorzug habe, Geld zu sparen. Denn zur Wartung und zum Schmieren meines Paradekarrens ist nur ein Mann (eventuell Invalide) nötig. Ein rascher Vergleich zwischen den Kosten dieses einen Mannes und denen, die einige 100 frische, junge Nichtarbeiter erfordern, zeigt den geradezu ins Auge springenden Vorteil meines Projekts.



Das nebenstehende Foto stammt aus dem holländischen Kurzfilm „Das Begräbnis“, der in Oberhausen gezeigt wurde.

## Der geebnete Weg

### Bericht über die VII. Westdeutschen Kurzfilmtage in Oberhausen

„Weg zum Nachbarn“, dies Motto stand auch über den VII. Westdeutschen Kurzfilmtagen in Oberhausen. Der Weg ist breit, wer ihn beschreitet, kann sie treffen, unsere Nachbarn: die Polen, die Holländer, die Tschechen, die Belgier, die Ungarn, die Franzosen, die Jugoslawen, die Dänen, die Italiener, die Engländer und diesmal erfreulicherweise auch die Deutschen aus der sogenannten DDR. Jahr für Jahr wird dieser Weg von den beiden jungen Initiatoren Hilmar Hoffmann und Will Wehling geebnet. Sie machen von dem demokratischen Recht Gebrauch, mit den Vertretern aller Völker Kontakt zu halten und sie, so sie auch nur einen Kurzfilm vorzuzeigen haben, einzuladen. In diesem Bemühen, den Weg für alle – ohne Ansehen der politischen Richtung – freizuhalten werden Hoffmann und Wehling durch die geschickte Oberbürgermeisterin der Stadt Oberhausen, Luise Albertz, gestützt. Hingegen wird dies in seiner Art einzig dastehende internationale Treffen von der Bonner Regierung ignoriert. Warum wohl? Dreimal darf man raten!

Das Eröffnungsreferat hält Horst v. Hartlieb vom Filmproduzentenverband. Er behauptet schlankweg, nur unter einer freiheitlichen Regierungsform könne ein guter Film entstehen.

Dummerweise ist dem nicht so! Wenn Hartliebs These richtig wäre, gäbe es in den Ländern Polen, CSR, Jugoslawien weit mehr Freiheit als in der Bundesrepublik, denn stets sind die Kurzfilme aus diesen sozialistischen Ländern den deutschen Filmen weit überlegen gewesen. Wenige Tage später erklärt Jerzy Bossak, einführer in das polnische Programm: „Wir sind eine staatliche Filmproduktion. In unserer Filmproduktion wird in einem außergewöhnlich großen Grad das Prinzip der künstlerischen Autonomie und der künstlerischen Selbstverwaltung respektiert.“ Und weiter: „Im Westen hört der Dokumentarfilm auf, eine Erscheinung

des künstlerischen und sozialen Ranges zu sein, wenn er fast völlig der Werbung und Reklame verpflichtet wird. Andererseits ist man in einigen sozialistischen Ländern noch immer der Meinung, daß der Dokumentarfilm einer durchaus primitiven Propaganda dienen soll.“ Diese wahrhaftigen und mutigen Äußerungen des Polen erhalten heftigen Beifall des gesamten internationalen Publikums. Und man kommt zu dem Schluß: die Freiheit, die wir im Westen genießen, darf kein Freibrief für dümmliche Phrasen sein!

Die Einführung ins deutsche Programm gibt Michael Lentz. In einem Rückblick auf die deutsche Kurzfilmproduktion antwortet er – gewollt oder ungewollt – Herrn v. Hartlieb. Lentz sagt: „Ein Kennzeichen dieser deutschen Filme war ihre einseitige, unverbindliche Thematik. Die Welt wurde reduziert auf einen Raum, in dem alles seine schöne harmonische Ordnung hatte. Lachend trieb die Magd das Vieh von der Alm, gutgelaunt winkte der Holzfäller ins Kameraobjektiv, die deutsche Amsel schlug, der Bach plätscherte, und auch das Wetter war heiter. In diesen Kulturfilmen erschien die Wirklichkeit vorwiegend als Idyll, als kultivierter Naturpark, und es war wirklich erstaunlich, zu sehen, daß viele unserer Regisseure selbst bei der Betrachtung armer Entwicklungsländer in erster Linie wiederum friedliche Schmuckbilder anfertigten. Ging man mit der Kamera wirklich einmal unter die Oberfläche, so geschah das meist zu dem Zweck, die Zellteilung der Amöben zu studieren.“

21 Länder haben Filme geschickt, über 85 Filme müssen in sechs Tagen angesehen werden, und die Vielfalt der Eindrücke ist recht anstrengend. Der erste gezeigte Film heißt „Musikanten“, stammt aus Polen und wurde von Kazimierz Karabasz gedreht: Warschauer Straßenbahner haben sich ein Orchester geschaffen und proben in ihrer Freizeit. Mit liebe-

### Von Philipp Wiebe

vollem Realismus fängt die Kamera die verarbeiteten musizierenden Finger ein, die bemühten Gesichter; ein vorbildlich dichter Film, rührend und komisch zugleich. Er bekam einen der sechs gleichberechtigten Preise.

Die anderen fünf Preisträger: Da ist der tschechoslowakische Film „Der Bissen“ von Josef Nemeč. Thema: In der letzten Phase des Krieges steht ein Transportzug mit scharf bewachten KZ-Häftlingen auf einem Abstellgleis. Die Häftlinge verhungern langsam. Auf einem 40 Meter entfernten Gleis wird ein Lebensmitteltransport bewacht. Drei Häftlinge lösen, wer von ihnen es wagen soll, dort wenigstens ein Brot, einen Bissen Brot!, zu stehlen. Mit letzter Kraft hetzt ein junger Mann über Schotter und Schienen, kann ein Brot nehmen, wird jedoch, ehe er seine Kameraden erreicht, erschossen. Zwölf Minuten dauert dieser Film nur, aber in ihm wird alles über Terror und Unmenschlichkeit gesagt.

„My own yard to play in“ von Phil Lerner aus den USA zeigt Kinder, schwarz und weiß, bei ihren selbsterfundenen herrlichen Spielen. Eine wunderbare Milieustudie! Dann ebenfalls aus den USA der Zeichentrickfilm „Das Interview“ von Ernest Pintoff, eine witzige Parodie auf ein Rundfunkinterview und ein Beispiel dafür, wie nah der Zeichentrickfilm dem Kabarett verwandt sein kann.

Aus Frankreich, das unbestritten die besten Kurzfilme bot, kam „Monsieur Tête“ von dem polnischen Zeichner Jan Lencia (der unbegreiflicherweise nicht das deutsche Visum erhielt und deshalb nicht kommen konnte) und dem französischen Regisseur Henri Gruel. Wir begegnen in diesem „Herrn Kopf“ einem Mann, der sich als Individualist gegen die konformistische Gesellschaft stellt, doch schließlich mit dem Strom schwimmt und deshalb sofort dekoriert wird. Mit jedem neuen Orden verliert er einen Teil seines Gesichts, zurück bleibt ein

ovaler weißer Kopf, ohne Augen, Nase und Mund. Eine facettenreiche Satire, faszinierend in ihrer surrealistischen Gestaltung und ihrer Treffsicherheit!

Das Angebot aus der Bundesrepublik zeigt durchaus eine Niveausteigerung! „Brutalität Stein“ von Peter Schamoni und Alexander Kluge wurde von der internationalen Jurie gleichfalls mit einem Preis ausgezeichnet. Die Tendenz des Films ist lobenswert, doch was das Thema nicht glücklich gewählt: Anhand massiver Nazibauten müht man sich, zu zeigen, daß Mord an Millionen Menschen und Architekturen in Hand gehen. Eine gewagte These, wenn man an die neuen Versicherungspaläste unserer Republik denkt.

„Actua Tild“, der beste Dokumentarfilm des Programms, gedreht von dem Franzosen Jean Herman, bekam eines der zehn auszeichnenden Diplome. Inhalt: In einer Spielhalle, wo man für zwei Groschen auf elektrische Bären, kreisende Modellflugzeuge schießen kann, vergnügen sich Menschen mit ernstesten Gesichtern. Die Kamera läßt uns Zeuge der Spielbesessenheit werden, wir sehen, wie so ein Spielflugzeug abgeschossen wird, doch da wird plötzlich ein echter Filmstreifen aus dem letzten Krieg einblendend: ein Bomber wird beschossen, zerbricht in der Luft, ein Schiff sinkt brennend nach einem Volltreffer. Es wird deutlich: in dieser Spielhalle geht es nicht nur ums Vergnügen, hier ist auch der Platz, wo man seine Minderwertigkeitskomplexe abreagieren kann, man träumt hinter diesen Spielautomaten davon, ein bewunderter Held zu sein. Ein Dokument unserer Zeit – wahrhaftig!

Zwei Filme müssen als die amüsantesten der Kurzfilmtage erwähnt werden: „Ballon Vole“ des Franzosen Jean Dasque, die Geschichte eines Fußballs, der sich selbständig macht und die Menschen foppt, und „Welcome to Rome“ des Italieners Pino Zaccaria, der den Touristenumrummel beleuchtet.

Ein Italiener war es auch, der auf die Idee kam, die aggressiven Zeichnungen des großen deutschen George Grosz zu einem Film zusammenzusetzen, unter dem Titel: „Das Antlitz des Krieges“. Ungemein eindrucksvoll, Grosz' Zeichnungen auf der riesigen Leinwand zu begreifen!

Mindestens noch zehn Filme verdienen hier lobende Erwähnung, so ausgezeichnet war das diesjährige Angebot in Oberhausen. Aber es muß noch auf zwei Filme eingegangen werden, die außerhalb des Wettbewerbs gezeigt wurden: „Children of the sun“ von John Hubley, der im vorigen Jahr in Oberhausen einen Preis für „Moonbird“ erhielt, ist ein vorbildlicher Werbefilm für die Arbeit der UNICEF. So und nicht anders muß für dies wichtige Hilfswerk der UNO geworben werden!

Joris Ivens schickte seine eigene Kopie seines Filmes „Spanische Erde“, zu dem Ernest Hemingway den von ihm verfaßten Kommentar selbst sprach, knapp, nüchtern. Ivens hat Original-Filmberichte aus dem spanischen Bürgerkrieg gesammelt und zu einem ungemein spannenden Filmdokument zusammengestellt. Man sieht den Angriff auf Madrid mit den Kameraobjektiven der faschistischen Rebellen und die Verteidigung Madrids mit denen der Republikaner.

Wie verlautet, gibt es nur noch wenige Kopien von diesem Film, eine in Paris. Ganz unbedingt sollte sich das Deutsche Fernsehen darum bemühen und diesen zeithistorischen Film seinen Zuschauern zeigen.

Abschließend: Wenn es ein Unterfangen gibt, das zu echtem Kennenlernen und wirklichem Verstehen der verschiedenen Völker in vorbildlicher Weise beiträgt, so sind das die Kurzfilmtage in Oberhausen. Auch in Bonn sollte man das endlich begreifen!



Dorf der Quechua-Indianer auf der Hochebene der Anden

## Der Bettler auf dem Goldthron

Von Augustin Souchy



Kollege Augustin Souchy – schon lange Mitarbeiter unserer Zeitschrift – ist von einer mehrjährigen Reise durch Nord-, Mittel- und Südamerika zurückgekehrt. Einen großen Schatz an neuen Erkenntnissen und Erfahrungen hat er von seiner Reise mitgebracht. Er wird in unserer Zeitschrift fortlaufend darüber berichten. Wir beginnen mit nachstehendem Bericht über Bolivien.

Bolivien ist viermal so groß wie die Bundesrepublik, hat aber nur drei Millionen Einwohner. Die Hälfte seiner Bevölkerung sind Indianer, die teilweise in großer Not leben. Das Land hat eine Reihe von Militärputschen und Revolutionen erlebt. Die 1952 ans Ruder gekommene Regierung hat die großen Metallminen des Landes nationalisiert und eine Bodenreform durchgeführt. Die Träger des neuen Regimes sind die Arbeitersyndikate, die mit großen Schwierigkeiten, von denen Souchy berichtet, zu kämpfen haben.

Ein Streik bei der südperuanischen Eisenbahngesellschaft zwang mich, die Reise von Arequipa nach Cuzco in einer wackligen Gondola anzutreten. Nun verstand ich erst, warum man in dieser Gegend einen Autobus Gondel nennt. Wir fahren nicht normal, wir gondelten 48 Stunden lang in einem ramponierten Autobus mit eingeschlagenen Fenstern zwischen 3000 und 5000 Metern Höhe auf ungepflasterten Landstraßen über die kahlen Berggücken der Andenkordillere. Einige Mitreisende litten an der „Puna“, wie man den Mangel an Sauerstoff auf den Höhenzügen nennt. Mein Reiseziel waren die berühmten Ruinen von Machu Picchu, der sagenhaften Inkastadt, wo der letzte Inkakaiser Túpac Amaru seinen Wohnsitz gehabt hat. Darüber aber will ich ein anderes mal berichten.

Auf dem Rückweg wurde mir im Grenzort Puno bedeutet, daß bei der Dampfschiffahrtsgesellschaft gleichfalls gestreikt wurde. Ich mußte also auch auf die herrliche Dampferfahrt über den von majestätischen Bergen umgebenen Titicacasee, der mit 4000 Metern über dem Meeresspiegel der höchste und auch einer der größten Seen der Erde ist, verzichten. Der Landweg um den See herum nach Bolivien auf mit Indianern überfüllten Lastkraftwagen dauerte zwei Tage und zwei Nächte und führte uns durch von der modernen Zivilisation kaum berührte Indianerdörfer. Die Eingeborenen wohnen immer noch in Lehmhütten, wie ihre Vorfahren, nähren sich kärglich von Kartoffeln und Bohnen, trinken sich gelegentlich einen Rausch an und kauen regelmäßig die stimulierenden Kokablätter. Kokablätter sind das Rohmaterial für die Herstellung des narkotischen Kokains; winzige Teilchen davon sollen auch in einer gewöhnlichen Coca-Cola zu finden sein. In einem Grenzort saßen auf offenem Platz indianische Geldwechslerinnen; ihre Wechselbank war der unbegrenzte Raum mit dem blauen Himmelszelt, und die in ihren weiten Faltenröcken eingenähten Taschen waren Geheimfächer für peruanische Soles, bolivianische Bolivianos und chilenische Pesos. Die Wechslerinnen waren Analphabeten, hätten aber ihre Prüfung im Kopfrechnen mit einer

Eins bestanden, denn sie verrechneten sich nie, besonders nicht zu ihren Ungunsten.

Bolivien ist das Dach der Welt auf dem neuen Kontinent, wie Tibet in Asien. La Paz, wo die Regierung ihren Sitz hat, ist mit 3800 Metern über dem Meeresspiegel die höchst gelegene Hauptstadt der Erde. Der Zureisende aus niederen Regionen kann sich erst nach und nach an die dünne Luft gewöhnen; er muß seine Schritte verlangsamen, sich setzen, wenn er steht und sich legen, wenn er sitzt.

Auch in Bolivien waren die Eisenbahner in den Ausstand getreten. In der idyllisch in den Falten der Anden gelegenen Provinzhauptstadt Tupiza stand vor dem Eingang des geschlossenen Postamts auf einer schwarzen Tafel mit weißer Kreide geschrieben: „Die Postbeamten streiken, weil man ihnen seit zwei Monaten die Gehälter nicht ausbezahlt hat.“ Und in der verträumten Kolonialstadt Cochabamba, deren paradiesisches Klima Fremde aus nah und fern anlockt, waren die Schulen geschlossen, weil das Lehrpersonal wegen Lohnforderungen streikte.

Als ich meinem alten Freund Liber Forti, der sich als Theaterdirektor und Herausgeber einer Theaterzeitschrift um die Kultur seines Landes verdient macht, von meinem Reise-mißgeschick erzählte, bemerkte er ironisch lächelnd: „Du hast seit Jahrzehnten das Streikrecht der Arbeiter verteidigt. Nun bekommst du die Dinge auch mal von der andern Seite der Barrikaden zu sehen. Bei uns sind Streiks sozusagen der Normalzustand. Als die Eisenbahner einmal ein ganzes Jahr nicht gestreikt hatten, forderten sie am Jahresende einen vollen Monatslohn als Rekompens für ihre Bescheidenheit, drohten aber gleichzeitig, zu guter Letzt doch noch zu streiken, falls ihnen diese Belohnung nicht zugestanden werden sollte.“

Lope de Vega, der spanische Dichter aus dem 16. Jahrhundert mit den 2500 Theaterstücken hatte wieder einmal recht behalten: „No hay mal que por bien no venga; kein Übel, das nicht auch etwas Gutes brächte.“ Der durch den Streik der Eisenbahner erzwungene längere Aufenthalt gab mir die Gelegenheit, das Land besser kennenzulernen.

In Bolivien gab es 1952 eine nationalistische Sozialrevolution. Das Feudalsystem auf dem Lande wurde endlich beseitigt, die reichen Erbergwerke hat man verstaatlicht, den Arbeitern wurden weitgehende Rechte zugesichert, an Stelle der Militärkaste Arbeiter- und Bauernmilizen gesetzt, und die neue Revolutionsregierung besteht aus Vertretern der Intellektuellen und der Gewerkschaften.

„In Bolivien stehen die Bergwerke, die Eisenbahnen, die Post, die Schulen und alle wichtigen Industrieunternehmen unter staatlicher Verwaltung. Die Gewerkschaften der Arbeiter und Bauern sind an der Regierung beteiligt. Wie kommt es dann, daß hier immer noch so viel gestreikt wird? Können denn die Minister aus den Reihen der Arbeiterschaft nicht die Wünsche ihrer Kollegen in den Betrieben befriedigen? Bolivien ist doch so reich an Bodenschätzen aller Art!“

„Von wegen Wünsche befriedigen“, gab Liber Forti zur Antwort. „Unsere Schätze liegen in den Schächten der Berge; sie müssen erst gehoben werden. Das aber kostet Geld, und Geld haben wir nicht. Bolivien ist mit einer Million Quadratkilometer Flächeninhalt und 3,5 Millionen Einwohnern, von denen zwei Drittel Analphabeten sind, ein Bettler auf einem Goldthron.“

### Unter den Bergarbeitern

Meine Fahrten in die Bergwerksreviere sollten mich bald davon überzeugen, daß das Wort von dem Bettler auf dem Goldthron Berechtigung hat. Am Fuße des mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfels Chorolque liegt Quechisla, das Zentrum der südlichen Gruppe der bolivianischen Erbergwerke. Die Eingänge zu den Gruben liegen auf Höhen zwischen viertausend und fünftausend Metern. In diesen Höhen brennt die Sonne, ohne zu wärmen, denn im Schatten ist es kalt. Die trockene Luft verursacht Risse in den Lippen, und das Wasser siedet bei siebzig Grad.

Die Bergwerke gehörten vor der Nationalisierung dem international bekannten Zinnkönig indianischer Abstammung Sr. Patiña. Die Erze werden mit elektrisch betriebenen Bohrern



Kinder von Fischern am Titicacasee

vom Gestein gelöst und oben auf einem Fließband von fleißigen Indianerinnen mit schwierigen Händen sortiert. Die Arbeiterinnen haben große Praxis in der Unterscheidung von Zinn-, Blei-, Antimon-, Wolfram-, Kupfer-, Silber- und Golderzen. Früher hatten die Frauen während der Arbeit ihre Kleinen am Rücken festgebunden. Davon ist man heute in den südlichen Bergwerken abgekommen. Die Arbeitszeit beträgt 48 Stunden wöchentlich. „Früher gehörte das Bergwerk dem Kapitalisten Patifa, und da ging es euch nicht sehr gut. Heute gehören die Bergwerke der ganzen Nation; geht es euch nun besser?“ fragte ich eine der Arbeiterinnen mit intelligenten Gesichtszügen und dem unvermeidlichen halbsteifen Filzhut mit schmalen Krempe auf dem Kopf. Die Gefragte nickte höflich aber nichtssagend mit dem Kopf.

Am Abend saßen wir im Campamento, das auch als Gästehaus diente. Unter den anwesenden Technikern befand sich auch der deutsche Monteur Muff von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, der einen neuen

Dieselmotor aufstellte. Kollege Muff erzählte mir, daß der Motor für 1370 PS berechnet sei, in dieser Höhenlage aber auf nur 1070 komme. Der Betriebsratsvorsitzende Mallón, der mich am Tage in die Grubenanlagen begleitet hatte, gab mir nun die Antwort auf meine Frage an die indianische Arbeiterin: „Materiell“, sagte er, „hat sich eigentlich nicht viel gebessert, dagegen hat sich die rechtliche Stellung der Arbeiter wesentlich gehoben. Unser Mitbestimmungsrecht dürfte in der ganzen Welt nicht seinesgleichen haben. Der Betriebsrat hat nicht nur das Recht, Arbeiter einzustellen, sondern besitzt auch das Vetorecht in allen Fragen der Betriebsführung. In den Grubenbezirken gibt es kein Militär mehr, die Arbeitermilizen sorgen selber für Ordnung.“

„Und warum geht es materiell nicht aufwärts?“

„Aus verschiedenen Gründen. Einmal war der Zeitpunkt für die Nationalisierung ungünstig. Sie kam bei Beendigung des Koreakrieges. Mit dem Rückgang der Rüstungsindustrie wurde der Zinnverbrauch geringer, und die Zinn-

preise fielen. 1945 kostete ein englisches Pfund Zinn auf dem Weltmarkt 1,20 Dollar, 1952 war es auf 0,80 gesunken. 1945 verkaufte Bolivien Zinn für 92,5 Millionen Dollar, heute nur noch für 63,1 Millionen.“

„Vergessen Sie nicht die schändliche Rolle der Sowjetunion“, fiel ein Ingenieur ein. „Moskau warf vor einigen Jahren große Mengen Zinn zu Dumpingpreisen auf den Weltmarkt, und zwar zu einer Zeit, als unsere Zinnbergwerke nicht mehr im Besitz der Kapitalisten waren, sondern nach der Nationalisierung, als die Arbeiterschaft mit an der Regierung saß. Ist das die viel gerühmte internationale Solidarität des Proletariats?“

„Zu hohe Töne, compañero“, antwortete der Betriebsobmann. „Mit Ihrer nationalen Solidarität sieht es erst recht windig aus. Als nach der Nationalisierung die ausländischen Techniker das Land verließen, nutzten unsere eigenen Techniker die kritische Situation für sich aus und forderten Dollargehälter. Sie drohten sogar mit Streik, um ihre Forderungen durchzusetzen. Das niedrigste Dollargehalt für

einen Unteringenieur ist 300 Dollar monatlich, der Chefindgenieur erhält 1000 Dollar. Ein Hauer in der Grube aber verdient nicht mehr als 30 Dollar monatlich, das ihm natürlich in nationalem Inflationsgeld ausgezahlt wird. Ein Arbeiter muß für ein Paar Schuhe 4 bis 5 Tage arbeiten, ein Ingenieur knapp 1 Stunde. Wir sind von der sozialen Gerechtigkeit noch recht weit entfernt, doch was sollen wir tun? Wir brauchen Techniker und Ingenieure und müssen das alles hinnehmen.“

Der zweite Ingenieur: „Unsere Lage kann sich nur bessern, wenn der Zinnbedarf in der Welt steigt und höhere Preise erzielt werden. Oder wir müssen unsere Wirtschaft umstellen, unsere Erdölvorkommen ausbauen und unsere Landwirtschaftsproduktion steigern. Boliviens Außenhandel hat ein Defizit von fast 30 Millionen Dollar jährlich. Wenn die Vereinigten Staaten uns nicht jährlich 25 Millionen Dollar schenken würden, wären wir schon vor sieben Jahren wirtschaftlich zusammengebrochen. Daß wir Ingenieure wertbeständige Gehälter fordern, kann uns niemand verübeln. Unser Geld fiel von 170 Bolivianos für einen Dollar auf 17000! Wir wünschen auch wertbeständige Löhne für die Arbeiter.“

Ich erlaubte mir, die Schlußfolgerungen aus dem Gespräch zu ziehen: „Die Nationalisierung kann im Parlament in wenigen Tagen beschlossen werden. Die Umstellung der Wirtschaft aber und die Regelung der sozialen Probleme zum Wohle aller erfordern viel Zeit und natürlich auch guten Willen. Der wirtschaftliche Aufstieg des arbeitenden Volkes hängt zu einem großen Teil von dem technischen Fortschritt und der industriellen Entwicklung ab.“

#### Die Tragödie der Bauernbefreiung

In den fruchtbaren Niederungen von Cochabamba liegt das historische Dorf Ucareña. Niedrige Lehmhäuser erstrecken sich eintönig zu beiden Seiten der staubigen Landstraße. An diesem Ort verkündete Staatspräsident Paz Estenssoro am 2. August 1953 die Befreiung der leibeigenen Pongos und die Verteilung von Land an die besitzlosen Bauern. Seitdem ist das Datum des 2. August Nationalfeiertag, Tag der Bauernbefreiung. Hinter der Schule steht auf freiem Feld das Befreiungsdenkmal, auf dessen Frontseite die denkwürdigen Worte eingraviert sind:

„Die revolutionäre Bauernjugend wird gemeinsam mit den Bergleuten und den Arbeitern der Welt die Bauernbefreiung verteidigen und für gerechte Landverteilung sorgen.“

Aus diesem Ort stammt auch Señor Guevara, der heute in La Paz das Amt des Landwirtschaftsministers innehat. Minister Guevara ist ein Bauer indianischer Abstammung, der seine Herkunft nicht verleugnet und seine Klassengenossen nicht vergißt. Er kommt jeden Sonntag von La Paz mit dem Flugzeug in sein Heimatdorf, um den Eingeborenen mit Rat und Tat helfend beizustehen. Sein aus Lehmziegeln erbautes Haus unterscheidet sich nicht von den übrigen Häusern des Dorfes. Wie ein Indianerhäuptling aus früheren Zeiten sitzt er auf der Steinbank vor dem Brunnen, umgeben von seinen Getreuen. Señor Guevara ist ein kräftiger Mann in mittleren Jahren.

„Meine Vorfäter“, erzählt er, „waren Sklaven der Inkakaiser, mein eigener Vater fronte als Pongo unter dem Latifundienbesitzer.“

Ein Hausgenosse reichte mir ein Glas Chicha, das leicht alkoholisierte Maisgetränk der Indianer Südamerikas. Der Minister sprach in seinem mit Quechuaworten vermischt Spanisch von der Tragödie der bolivianischen Bauernbefreiung.

„Was meinen Sie mit dem Wort ‚Tragödie‘ der Bauernbefreiung; geht es heute nicht besser als früher?“

„Besser schon“, erwiderte der Minister. „Bis 1952 lebten unsere Landleute unter dem Pongueesystem. Der Eingeborene war Leibeigener. Ohne Genehmigung des Gutsherrn durfte er seinen Wohnort nicht wechseln. Drei bis fünf Tage wöchentlich mußte er Fronddienst leisten; seine Frau war gezwungen, im Hause der Herrschaft zu dienen. Die einzige Entschädigung für diese Dienstleistungen war die Erlaubnis, auf einem Stück Land Kartoffeln und Bohnen für seine eigene Nahrung und die

## First Lady der USA

Die Gattin des amerikanischen Präsidenten steht in unserer Zeit immer häufiger im Brennpunkt des Interesses. Wie groß der Einfluß der „First Lady“ jeweils auf die politischen Geschehnisse ist, kann man wohl nur selten erfahren – immerhin weiß man von der charmanten Dolly Madison, der Gattin des vierten Präsidenten, manch Interessantes. Bei ihren großen Festen war das Weiße Haus mit tausenden Kerzen illuminiert. Als die Briten während des Krieges von 1812 das Weiße Haus in Brand steckten, rettete Dolly Madison persönlich die historische „Unabhängigkeitserklärung“. Man sagt von ihr auch, daß sie es war, die ihren Gatten bewegte, Washington wiederaufzubauen, anstatt den Regierungssitz nach Philadelphia zu verlegen.

Eine andere bemerkenswerte „First Lady“ war Abigail Adams, die bereits um 1777 für die Gleichberechtigung der Frau und die Abschaffung der Sklaverei eintrat. Chronisten berichten, daß Abigail Adams zuweilen die Familienwäsche im Großen Ballsaal zum Trocknen aufhängte ...

Von der Frau des Präsidenten Zachary Taylor weiß man, daß sie eine leidenschaftliche Pfeifenraucherin war. Überliefert ist auch die smarte „Strategie“ der Gattin des Präsidenten Theodore Roosevelt. Um der ihr lästigen Sitte des Händeschüttelns zu entgehen, trug sie bei Empfängen einen Blumenstrauß in ihrer Rechten! Das „shake hands“ ist allerdings eine alte amerikanische Tradition, und es ist bekannt, daß beispielsweise während des Regimes des Präsidenten Harding vom Herrn des Weißen Hauses und seiner Gattin am Tage vierhundert bis dreitausend Hände geschüttelt wurden ...

Frances Cleveland war die jüngste Präsidentengattin, die im Weißen Haus residierte. Sie war erst einundzwanzig Jahre alt, als sie Präsident Grover Cleveland ehelichte.

Unter den „First Ladies“ der jüngsten Zeit spielte Eleanor Roosevelt eine besonders prominente Rolle. Als Schriftstellerin und Vortragende gehört sie bis heute zu den angesehensten Persönlichkeiten ihrer Heimat. Während ihres Aufenthaltes im Weißen Haus gab Mrs. Roosevelt „Teas“, an denen bis zu siebentausend Personen teilnahmen!

Ungleich ihr fühlte sich Bess Truman im Weißen Haus nicht zu wohl. Sie hatte natürlich kein „Privatleben“ hier. Sehr freimütig gestand sie: „Ich freue mich auf den Tag, da wir nach Independence (Missouri) zurückkehren werden.“



Jacqueline Kennedy (Geburtstag 28. Juli 1929) hingegen macht es nichts aus, wenn sie im Brennpunkt des Interesses steht. Interessanten Menschen zu begegnen war immer ihr „Hobby“. Es mag aus der Zeit stammen, da sie als Fotoreporterin (Wochengehalt 42 1/2 Dollar) im Dienste des Washington Times-Herald stand. „Jackie“ Kennedy, die an der Sorbonne studierte und nebst Englisch und Französisch auch Spanisch und Italienisch spricht, war eine geborene Bouvier und entstammt einer New Yorker Börsenmaklerfamilie. Im Hause eines Kollegen, des Washington Korrespondenten der Chattanooga Times Charles Bartlett, begegnete sie dem jungen Politiker Jack Kennedy zum erstenmal – vor zehn Jahren. Heute residiert die bezaubernde junge Frau im White House ...

**M. Minstrel**



**Junger Quechua-Indianer**

seiner Familienangehörigen zu pflanzen. Es kam auch vor, daß seine Tochter sich den Gelüsten des Gutsherrn fügen mußte. Das alles hat seit der Bauernbefreiung aufgehört.“

„Na also!“  
„Bueno, aber mit der Landverteilung klappt es nicht. Hier im Staate Cochabamba, wo die Bauernbewegung stark ist, haben über 36000 Eingeborene ihr Stück Land erhalten. Wir haben auch Produktionsgenossenschaften gegründet, um die materielle Lage der Bauern zu verbessern. Unser Ministerium überwacht auch die Kollektivverträge. Wir haben nämlich hierzulande kleine Landeigentümer, die keine Pflüge besitzen und dann auch Bauern mit Pflügen ohne Land. Zwischen beiden werden Verträge abgeschlossen. Der Bauer mit dem Pflug arbeitet auf fremdem Land und erhält dafür die Hälfte der Ernte. Bringt er auch noch die Aussaat bei, dann bekommt er drei Viertel des Ernteertrages. Das alles ist schon ein Fortschritt. In den Staaten Beni und Santa Cruz und in den an Brasilien und Peru grenzenden Gebieten sieht es aber noch schlimmer aus. Die

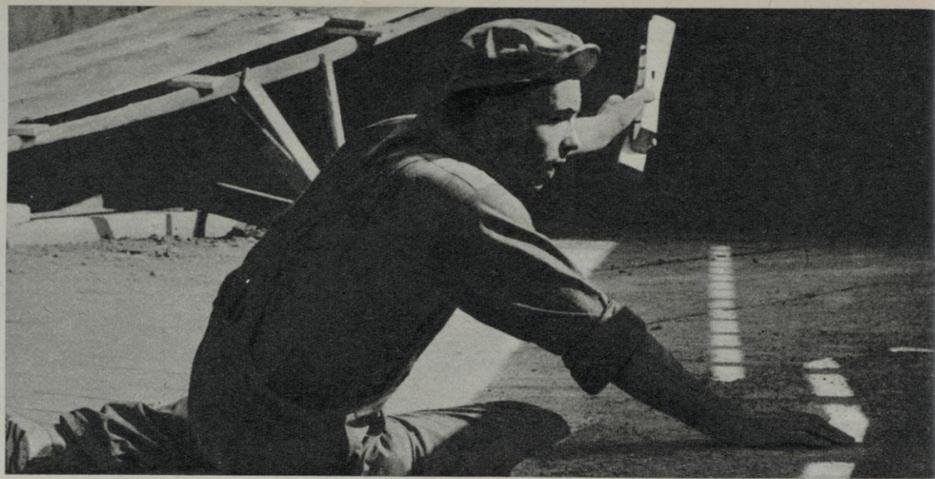
Grundbesitzer sabotieren die Agrarreform. Leider haben wir nicht immer die erforderlichen Machtmittel, um durchgreifen zu können. Ja, der Weg von der Knechtschaft zur Freiheit ist lang und dornenvoll. Erst die kommende Generation wird unsere Ideale verwirklichen. Doch ich habe Vertrauen in unsere Jugend.“

### **Queremos más escuelas**

Als ich in Tupiza zurück war und dem Theaterdirektor Liber Forti meine Reiseindrücke erzählte, war er gerade mit der Einstudierung von Camus' „Belagerungszustand“ beschäftigt. Er bereitete sich vor, dieses Stück bei einer Gastspielreise in den Bergwerksdistrikten aufzuführen. Ihm ist es zu verdanken, daß moderne Kulturschöpfungen bis zu den Quechua-Indianern in die entlegenen Bergarbeiterdörfer dringen. Als ich meine Erzählung beendet hatte, sagte Liber mit großer Bestimmtheit: „Die Hoffnung des Landwirtschaftsministers auf unsere Jugend ist berechtigt. Davon kannst du dich gleich überzeugen.“

Er nahm mich beim Arm und ging mit mir hinaus zur Plaza. Laute Freudenrufe schallten uns entgegen. Der Platz war gefüllt mit Kindern und Jugendlichen. Die Jugend gab den Stadtvätern ihren Willen kund für Errichtung eines neuen Schulgebäudes. Jungens fuhren auf Schubkarren Steine herbei, und kleine Mädchen trugen in ihren Schürzen Sand für den Mörtel; auf primitiven Spruchbändern standen die Worte: „Queremos más escuelas“, wir wollen mehr Schulen! An den Gesichtern merkte man, daß dies alles einfach und natürlich war. Die Hingebung war groß, die Begeisterung echt. Es war eine rührende Kundgebung. Die Jugend war bereit, selbst mitzuhelfen, ihre Schulbildung zu fördern. Die Eltern dieser Jugend konnten meist nicht lesen und nicht schreiben. Die Jugend aber will Wissen und Kultur. Sie möchte auch etwas von den schönen Dingen, die im Kino gezeigt werden. Im Zeitalter der Flugzeuge und Filme wird der Wunsch der Jugend nach einem besseren Leben mit größerem innerem Reichtum auch bei der Indianerjugend immer lauter.

# Junge Bauarbeiter in Paris

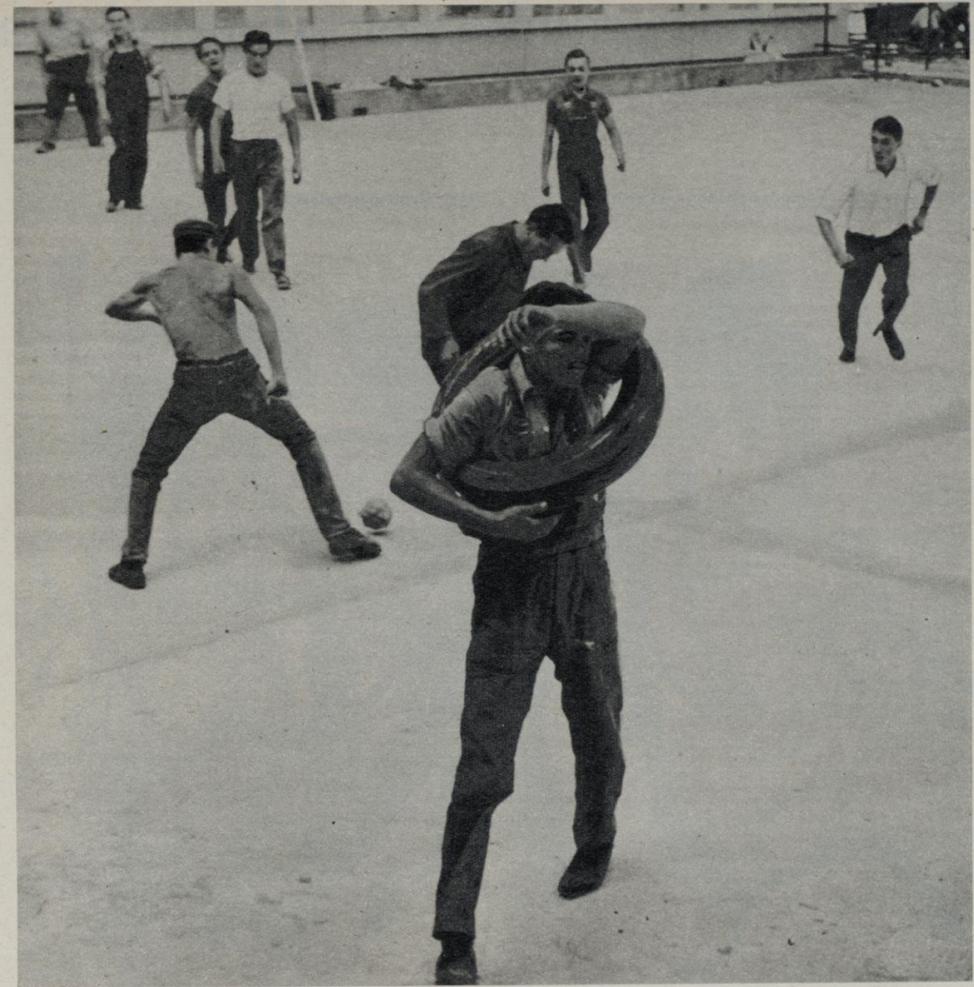


Sie arbeiten alle am Bau eines großen Warenhauses. Aber nun ist Pause. Das Essen ist eingenommen. Eben haben sie sich noch über die Sportereignisse des Sonntags unterhalten. Jean hat aus Lumpen und Papier einen kleinen Ball gemacht. Und nun spielen sie. Es geht nicht um eine Meisterschaft, sondern nur um etwas Bewegung. Auch ein alter Autoreifen ist plötzlich da und wandert von Mann zu Mann. Jean hat ihn über den Kopf bekommen und windet sich nun hinaus. Und einige schauen zu und schmunzeln.

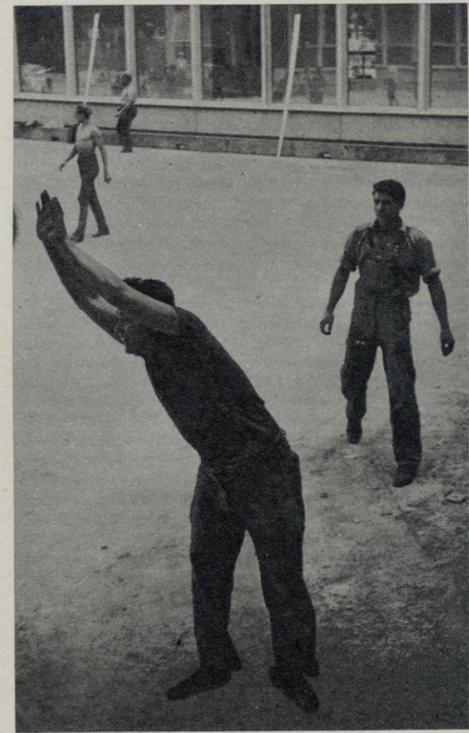
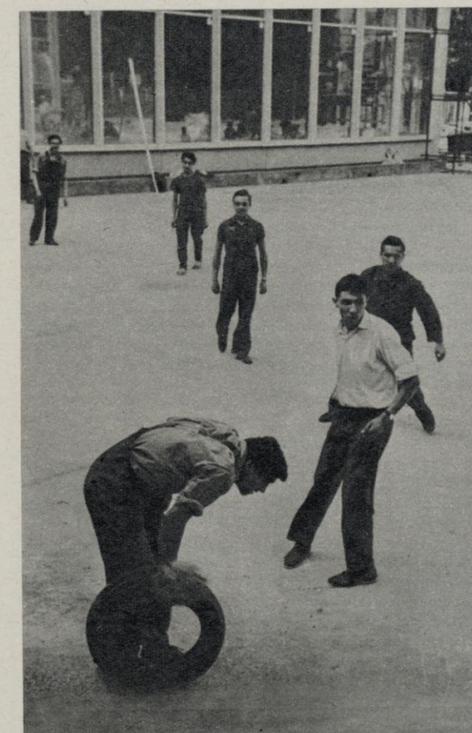
Es ist nicht viel, was da passiert. Unser Fotograf hat sie beobachtet und geknipst. Da haben wir sie nun im Bild als einen Gruß aus der schönen und großen Stadt Paris. Offene und freundliche Gesichter.

Und unser Fotograf meinte: „Ich bin froh, daß der schmutzige Krieg in Algerien zu Ende geht. Es wäre zu schade, wenn auch nur einer von ihnen dort zu Schaden käme. Ginge es nach der Meinung der Jugend in der ganzen Welt, so würde es überhaupt keine Kriege mehr geben.“

Eine Meinung, der sich „aufwärts“ nur anschließen kann.



Fotos: Leonard Freed (Amsterdam)



# Zehn Jahre „moderner“ Jugendstrafvollzug

Wurde genug für ein großes Problem getan?

fragt Waldemar Kelberg

Illustrationen: Bernhard Müller



In der Nähe von Böblingen (Württemberg-Baden) sind 32 Jugendliche in einem Heim, Jugendliche, die man im Behördendeutsch schlechthin als „entwurzelt“ oder „gestrauchelt“ bezeichnet. Nun ist das nicht ein Heim der Behörden, sondern das eines idealistischen Privatmannes. In Zusammenarbeit mit der an Arbeitskräften interessierten Industrie ist es dem Mann in mühsamer Kleinarbeit gelungen, dieses Heim aufzubauen. Man schlägt sich dort nicht mit pädagogischen oder jugendstrafrechtlichen Vorschriften herum, denn der Staat hat hier nichts zu sagen. Der Staat gibt zu dieser nachweislich erfolgreichen Arbeit auch keinen Pfennig Geld. Er duldet das private Experiment, weil der Heimleiter Jugendliche von der Straße nimmt, die selbst ein „offizielles“ Heim oder eine Jugendstrafanstalt nicht haben will. So mußte sich erst ein Idealist um sie kümmern. Die meisten Jugendlichen, die von den Behörden schon „abgeschrieben“ worden waren, haben in dem kleinen Heim mit seinen fast primitiven Voraussetzungen endlich das Gefundene, was sie suchten: Man kümmert sich dort um ihre Herzen, um ihre innersten Anliegen, man nimmt sie ernst. Und das haben diese jungen Menschen in der Maschinerie der Behörden vermißt.

Solange es um die Selbstverteidigung ging, haben die Verantwortlichen immer gern mit Statistiken jongliert. Statistiken lassen sich so dehnbar auslegen und auffassen, es kommt ganz auf die Beleuchtung an.

Während zum Beispiel die Hamburger Rechtsanwältin Edith Rauschnig-Ascher auf einer Tagung des deutschen Akademikerinnen-Bundes in Lübeck laut Pressemeldung erklärt, daß die Jugendkriminalität abnehme, drucken die Rotationen für die Statistischen Ämter erschütternde Zahlen. Im Land Württemberg-Baden zum Beispiel, einem Land mit wenig Industrie und anerkannt umfangreichen Bemühungen um die Eindämmung der Jugendkriminalität, steigt diese weiter an. Nach polizeilichen Aufzeichnungen hat sich die Zahl der Delikte Jugendlicher und heranwachsender Täter von 1954 bis 1959 um rund 75 Prozent erhöht. Kamen 1954 noch etwas mehr als 13000 heranwachsende und jugendliche Menschen mit den Gesetzen in Konflikt, so waren es 1959 bereits fast 19000! Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der gesetzesbrecherischen Kinder um sage und schreibe fast 80 Prozent. Diese Zahlen bewegen sich in den Feststellungsbreiten anderer Länder der Bundesrepublik, die je nach Bevölkerungsdichte und sozialsoziologischer Struktur schwanken. Abgesehen davon, daß man alle Landesstatistiken nicht auf ein bestimmtes Land abgrenzen kann, weil ja viele Täter ihre Straftaten in anderen Bundesländern begangen oder begangen haben oder zu den „reisenden Tätern“ gehören.

Man könnte fragen: Was hat die Jugendkriminalität mit dem Jugendstrafvollzug zu tun? Die Antwort ist hart und deutlich: Immer noch wird der größte Prozentsatz der einmal offiziell Be-

strafen wieder straffällig. Auch hier wird die Statistik gern auf den Kopf gestellt, weil man Unterschiede zwischen den einzelnen Straftaten macht, aber nicht die Straffälligkeit allgemein betrachtet. Wer sich nun noch damit herausreden will, daß der Anstieg der Jugendkriminalität mit einer angeblich allgemeinen Zunahme der Kriminalität zusammenhängt, stellt die Dinge abermals auf den Kopf. Die Statistiken können nämlich im Gegensatz zu dem unrühmlichen Konto der Jugendlichen berichten, daß die Kriminalität unter den Erwachsenen nur geringfügig gestiegen ist und dem Bevölkerungszuwachs angemessen ist.

Vor zehn Jahren sagten sich alle Verantwortlichen: So geht es nicht weiter! Krieg und Nachkriegszeit, Schwarzmarkt und Vertreibung hatten schädliche Früchte getragen, einem Heer „entwurzelter“ und gesetzloser Jugendlicher standen ein paar einsichtige Pädagogen, Jugendrichter, Bewährungshelfer und Jugendfürsorger gegenüber. Man wollte beim Strafvollzug beginnen, denn man hatte erkannt, daß es nicht gleich ist, in welcher Umgebung der Gestrauchelte seine Strafe verbüßt. Nicht strafen, sondern erziehen, nicht rächen, sondern Einsicht wecken – das waren die Parolen.

Ein paar neuartige Heime mit offenen Türen, Erziehungsanstalten und moderne Jugendgefängnisse wurden aufgemacht. Der „Schokoladen-Richter“ Holzschuh aus Darmstadt fand überall in der Bundesrepublik einsichtige Kollegen. Sie hatten Erfolg. Man straffte nicht, man gab Weisungen und Auflagen zur Wiedergutmachung. Lehrer und Geistliche, Werkmeister und Beamte, Vereine und Wohltätigkeitsorganisationen, alle machten die Experimente begeistert mit. Und Amtsgerichtsrat Holzschuh berichtete für sich und seine experimentierenden Kollegen nach kurzer Zeit den stolzen Erfolg: 90 v. H. der durch Weisungen „bestraften“ Jugendlichen kamen nicht mehr mit den Gesetzen in Konflikt. Und heute?

## Vorstrafen-Schnüffelei

Es werden nur noch selten solche erzieherischen Weisungen als Strafen ausgesprochen. Viele Richter können vom alten Zopf nicht lassen, die „modernen“ Kollegen um Amtsrichter Holzschuh berichten sogar von Schwierigkeiten, gewisse Kreise haben solche Versuche in Mißkredit gebracht. Die Begeisterung von Wandervereinen oder ähnlichen Gruppen, die einen straffälligen Jugendlichen aufnehmen sollen, ist vorbei, sie wehren sich verschämt oder mit Händen und Füßen, der körperbehinderte Rentner, dem ein entgleister Jugendlicher Holz hacken soll, lehnt dankend ab, weil er Angst hat, in schlechtes Gerede zu kommen, immer weniger Betriebe haben ein Interesse daran, einen gestrauchelten Jugendlichen aufzunehmen oder auszubilden, ganz davon abgesehen, daß sich heute wieder eine Vorstrafen-Schnüffelei ausbreitet, die vielen Jugendlichen die Rückkehr ins normale Leben erschwert.

Der nordrhein-westfälische Justizminister Dr. Flehinghaus hat diese neue Unsitte erst kürzlich scharf geißeln müssen. Aber was nutzt das schon? Das Erziehungsprinzip „durch Gutes zum Guten, durch Liebe zu höherer Menschenliebe“ kann keine Früchte tragen, wenn ihm nicht der Boden bereitet wird. Also hier, bei der harmlosesten und wirksamen Straftat, der Weisung, machen schon viele Erwachsenen einfach nicht mehr mit. Man kapselt sich ab und möchte in seiner wirtschaftswunderlichen Ruhe nicht gestört werden. Pfarrer Rudolf Pfisterer, der sich den vielen Insassen der Jugendstrafanstalt Schwäbisch-Hall annimmt, sagte einmal: „In die Schuld der Jugendlichen muß die Schuld der Gesellschaft einbezogen werden – das Schreien nach drastischen Maßnahmen verdeckt keineswegs die Mitschuld der Erwachsenen...“ Wie sieht es sonst im Jugendstrafvollzug aus, wenn schon die Weisungen nicht mehr aktuell sind? Berge von Akten würden noch eine weitere, gefährliche Tatsache beweisen: Der Straftat verdächtige Minderjährige, besonders im Alter der Heranwachsenden, sitzen bis zu ihrem Urteil viel zu lange in Gefängnissen oder Haftanstalten. Die vor zehn Jahren angestrebten Schnellverfahren bleiben heute wieder in den Aktenbergen stecken, man zuckt mit den Achseln und spricht von Personalmangel und überlasteten Justizbehörden, nein, man spricht schon von den „Mondscheinkammern“. Eine Ausrede, aber eine schlechte, denn erwachsene Beklagte mit einem guten finanziellen „Polster“ zahlen Kauttionen und sind frei. Es gibt keine Beweise dafür, daß auch nur ein Jugendlicher durch eine übermäßig lange Untersuchungshaft gebessert worden wäre. Auf einer Tagung zur Bekämpfung der Jugendkriminalität vor Beamten des Bundeskriminalamtes zitierte einmal der Freiburger Amtsgerichtsrat Dr. Middendorff ein Wort von Spranger: „Es gibt keinen Menschen, der so sehnsüchtig aus einem Gefängnis herausieht, wie den Jugendlichen. Es gibt gar keinen, der in seiner tiefen Einsamkeit so nach Berührung und Verstandenwerden dürstet, wie den Jugendlichen. Es gibt keinen, der so in der Ferne stünde und rief...“

Der Autor dieses Berichtes las einmal die Zeilen eines jugendlichen Rechtsbrechers, die dieser in der Untersuchungshaft schrieb: „In der vergangenen Nacht konnte ich vor lauter Wehmut nicht schlafen, ich ließ deshalb mein ganzes Leben an mir vorbeiziehen. Hätt' meine Mutter bei meiner Geburt gewußt, daß ich später abseits gehe, so hätte sie das Opfer bestimmt nicht gebracht...“ In diesen Zeilen liegt die unausgegrenzte Entwicklungsqual eines Siebzehnjährigen, dessen Gedanken in der Zelle wahrlich nicht von gutem Einfluß sein können. Zeit zur inneren Verbitterung, Zeit zur inneren Selbstaufgabe, aber auch Zeit zu Rachedenken, abgesehen von der niemals förderlichen Umgebung der manchmal erwachsenen Mithäftlinge, alles das bietet die Zelle dem Jugendlichen in der Untersuchungshaft, während man die Akten von einem Zimmer zum anderen trägt, um Termine feilscht und umständlich nach einem vielbeschäftigten Sachverständigen sucht, die für ihre Gutachten wiederum wertvolle Zeit benötigen. Wertvolle Zeit verstreicht und nagt wie kein anderer Einfluß auf dieser Welt an der Seele des jungen Gefangenen.

## Idealismus und Entlohnung

So oft man auch von modernen Strafanstalten für Jugendliche gesprochen hat, so wenig brauchbare gibt es in Wirklichkeit. Denn nicht nur die Gebäude müssen modern sein, auch die Aufseher, Helfer und Erzieher müssen einen ganz anderen Standpunkt des Strafvollzuges vertreten. Abgesehen davon, daß es an Gebäuden fehlt, so finden sich auch immer weniger



## Sind Kasernen ein Ersatz?

In einer Diskussion um die Jugendkriminalität und die Möglichkeiten ihrer Bekämpfung fiel – von einem Lehrer gesprochen – dieser Satz: „Nun, das Problem ist nicht mehr so groß, wir haben ja nun endlich wieder Kasernen, wo man den entarteten Jugendlichen wieder Gehorsam und Ordnung eindringen kann...“ Wir kennen eine Reihe von verantwortungsbewußten Offizieren, die solche „Erziehungsaufträge“ nur sehr ungern hören, wir wissen aber auch, daß es unverbesserliche Militärs in großer Zahl gibt, die nur auf eine typisch menschenernied-

rigende „Schleiferei“ warten. Wir wissen leider auch, daß jener Lehrer in seiner Generation noch einige dieser gewissenlosen Artgenossen hat, die es noch nicht begriffen haben, daß der Militarismus als letzter geeignet wäre, dem Problem der Jugendkriminalität beizukommen. Das Problem der Jugendkriminalität steht und fällt heute mit der Strafe, die keine Strafe um ihrer selbst willen mehr sein darf, Hand in Hand mit einer sorgsamem Rückführung ins tägliche Leben.

Egon Jameson berichtete aus London vom Weltkriminalistenkongreß des vergangenen Jahres, daß die Jugendkriminalität in aller Welt zu einem Problem geworden sei. In England sind es die „Teddy-Boys“, in Frankreich die „Blousons Noirs“ und in Italien die „Vitellonis“. In Amerika nennt man die „Halbstarcken“ schlicht „Gangs“ und in Jugoslawien heißen die jugendlichen Rowdies „Tapkaroschi“. Die einzelnen Länder geben viel Geld aus und scheuen nicht, Spitzenkräfte unter den Richtern, Erziehern und Kriminalisten einzusetzen, um eine Lösung dieses Problems zu finden. Ob in der Bundesrepublik die letzten Möglichkeiten ausgeschöpft worden sind, bleibt schon allein nach den offiziellen Kritiken fraglich. Es müssen nicht nur Milliarden für die Rüstung übrig sein, ein paar Millionen würden auch für die Rückführung entgleister Jugendlicher eine große Hilfe sein, die sich auch bezahlt machen. Daß dieses Problem nicht mit Gewalt und Militär, mit Druck und Rache zu meistern ist, hat man selbst in der Sowjetunion eingesehen. Egon Jameson läßt in seinem Bericht aus London auch den stellvertretenden Vorsitzenden des Obersten Sowjetgerichtshofes, Lew Smirnow, zu Worte kommen, der über das Unwesen der „Stiljagi's“ berichtet. „Es wäre einfach für uns, die Halbstarcken einfach wegzufegen. Aber das wäre eine schlechte Lösung des Problems. Sowjetrußland hat mehrere Millionen Rubel bereitgestellt, um die Außenseiter durch eine große Erziehungsaktion in die Gesellschaft zurückzuholen.“

Vor rund zehn Jahren hat man sich nach den trüben Erfahrungen und Vorkommnissen der Nachkriegszeit viel vorgenommen. Es ist aber leider bei vereinzelt Experimenten, Plänen und damit auch den Erfolgen weniger Idealisten geblieben. Von einer großen gemeinsamen Aktion aller Beteiligten kann keine Rede sein. Es gibt heute mehr Jugendgefängnisse, die wie Zuchthäuser aussehen und in denen es wie in einem militaristischen Arbeitshaus zugeht, als fortschrittliche Besserungsheime oder moderne Jugendstrafanstalten. Soll es da nicht auch verwunderlich sein, wenn im Jahre 1959 zum Beispiel im Lande Bayern über 500 Minderjährige an Verbrechen wider das Leben, wie Mord, Totschlag oder Kindesötung, beteiligt waren? Mit den einzelnen gutgemeinten Experimenten ist zuviel Reklame gemacht worden. Die Wirklichkeit sieht weniger tröstlich aus.



wachsende bereit, in Jugendstrafanstalten tätig zu sein. Die Verantwortung ist wahrlich nicht fürstlich, die Gefahren werden am „grünen Tisch“ der Behörden unterbewertet. Selbst der beste Erzieher kann nicht nur den Idealismus leben. Die Nachwuchsfrage kann man nur mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen lösen. So bringen ungeeignete Leute ungeeignete Methoden mit oder hängen an solchen, die unbrauchbar und veraltet sind. Grund genug für den erfahrenen Leiter des Jugendgefängnisses Rockenberg Hessen, Dr. Werner, in einem Rundfunkinterview auf die drohende Gefahr der Vergeltung hinzuweisen. Er erklärte in

diesen Tagen im Zusammenhang mit dem Auftrag, in der Nähe von Köln eine neue Jugendstrafanstalt aufzubauen, daß „Druck nur Gegendruck erzeugt“, daß solche Maßnahmen depressiv bleiben und daß sich dadurch die vermeintlich Asozialen nur bestätigt fühlen. Dr. Werner hofft, daß er in Köln übersichtliche Gruppen von zehn bis höchstens 18 Jugendlichen zusammensetzen kann, das sei für den Strafvollzug wichtig. Leider fehle es heute immer noch an geeigneten Möglichkeiten, so daß ein Erzieher 60 bis 80 junge Menschen zu betreuen habe! Dabei könne kein Erzieher den einzelnen Jungen mehr erkennen, er habe keine persönliche Bindung zu ihm. Nur wenigen Strafanstalten für Jugendliche sind Schulen angeschlossen. Wie wichtig das ist, erklärte Dr. Werner an der Jugendstrafanstalt Rockenberg, die er sehr lange leitete und der nun auch eine Schule angeschlossen ist. Von 17jährigen und jüngeren „Hilfsschülern“, die weder lesen noch schreiben konnten, also zu den „hoffnungslosen Analphabeten“ gezählt worden seien, hätten fast alle schon nach wenigen Monaten ihre Briefe selbst schreiben können. Sie seien also keineswegs so unintelligent, wie man sie draußen in der Umwelt hingestellt habe...

Ein weiterer schwacher Punkt beim Jugendstrafvollzug ist die Jugendgerichtshilfe. Eine Jugendgerichtshilfe ist gesetzlich an jedem Jugendstrafverfahren zu beteiligen, sie soll so früh wie möglich in das Verfahren eingeschaltet werden. Sie soll nicht nur die Persönlichkeit des Angeklagten durchforschen und die Tatwurzeln klarlegen, sie soll sich auch des Jugendlichen annehmen, wenn er aus dem Vollzug entlassen wird und in die Freiheit eingegliedert werden muß. Schon 1955 aber wurde von dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden kritisiert: „Leider hat die Überlastung der Jugendämter, die nunmehr auch die Erhebungen über die Heranwachsenden zu führen haben, mitunter zu einer verzögerten Bearbeitung und damit zu einer Verlangsamung des Verfahrens geführt, die mit den Beschleunigungsgrundsätzen nicht zu vereinbaren ist – häufig sind die Jugendämter nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ unterbesetzt. Die Vertretungskörperschaften (Landkreise) haben vielfach kein Verständnis für die Aufgaben der Jugendgerichtshilfe und stellen nicht die ausreichenden Mittel zur Verfügung.“ Das sind offene Worte, und an diesen Tatsachen hat sich ebenso wenig geändert, wie an anderen hier aufgeführten Verständnislosigkeiten. Die Zahl der freiwilligen Bewährungshelfer, die, unabhängig von Lehrern oder Eltern, den aus der Strafhaf entlassenen Jugendlichen ins Leben führen sollen, ist in den letzten Monaten immer geringer geworden. Verzweifelte Aufrufe besorgter Juristen beweisen das. Nicht selten tragen behördliche Schwierigkeiten einen Schuldanteil an dieser gefährlichen Situation, aber viele Erwachsene, die die Zeit und die Mittel erübrigen könnten, haben einfach kein Interesse. Wer will da den ersten Stein auf die junge Generation, zu der nun auch einmal die Straffälligen zählen, werfen?

## Absoluter Rekord

Als „Rekordstar“ wird Robert Ryan bezeichnet. Nicht etwa, weil er ungewöhnlich viele Filme gedreht hat – nein, weil er seit 1941 das gleiche Haus, den gleichen Reklameagenten, den gleichen Manager und last not least – die gleiche Frau hat.

## Gute Absichten

Am 23. Februar fand in London eine internationale Kulturfilmkonferenz statt. Zur Debatte stand die Forderung nach Zoll-erleichterung beim Austausch von Kulturfilmen, die nicht für rein geschäftliche Zwecke hergestellt wurden.

## Erfreuliche Nachricht

Erinnern Sie sich bitte an die Meldung über Yul Brynner im letzten „aufwärts“. Heute bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen folgende Nachricht zu übermitteln:

Yul erhielt auf dem 1. Internationalen Fernsehfestival in Monte Carlo eine besondere Auszeichnung für den in eigener Produktion gedrehten Film „Rettung“. Dieser Film des an der Hilfe für unterentwickelte Völker stark interessierten Schauspielers hat sich als Thema die Hungersnot im Kongo gesetzt. Herzlichen Glückwunsch, Mr. Brynner!

## Verdienste fürs Vaterland

Melina Mercouri, Star des Erfolgsfilms „Sonntags nie“, bekam einen Sonderpreis der griechischen Organisation des Fremdenverkehrs. Ihrer schauspielerischen Leistung in „Sonntags nie“ verdankt die Organisation ein rapides Ansteigen der Touristenanmeldungen für 1961.

## Kellerkinder

Die Gilde der deutschen Filmkunsttheater ermittelte die in ihren Gildenkinos erfolgreichsten deutschen Filme im Jahre 1960. Es waren „Rosen für den Staatsanwalt“ und „Wir Kellerkinder“. A propos „Wir Kellerkinder“.

Als man eine Umfrage unter Besuchern eines norddeutschen Filmtheaters abhielt, das den schon im Fernsehen gezeigten Film „Wir Kellerkinder“ zweitauflührte, ergab sich folgende interessante Statistik. Von 1000 Besuchern hatten etwa 600, also 60 v.H., den Film schon im Fernsehen gesehen.

Na, da komme noch mal einer und behaupte, das Fernsehen ruiniere die Kinobesitzer. Voraussetzung sind natürlich wirklich gute Filme. Das aber dürfte wohl der Pferdefuß sein.

## Die Schweigemauer

Die CCC plant die Herstellung eines Films, der sich mit einem bestimmten Problem unserer jungen Generation beschäftigt. Dieser Film dürfte insofern besonders interessant werden, da er den Protest der Jugend gegen das Schweigen ihrer Eltern über Deutschlands „tausendjährige“ Vergangenheit zum Inhalt haben soll. Der treffende Titel des geplanten Streifens: Die Schweigemauer.

## Gegen dumme Vorurteile

Die in England lebende Amerikanerin Helen Winston produzierte ihren ersten Film. Ihr Film mit dem treffenden Titel „Hand in Hand“ zeigt die Freundschaft eines jüdischen Mädchens mit einem katholischen Buben. Nach Annahmen aus Fachkreisen dürfte diesem Meisterwerk der „Preis für Internationale Verständigung“ zukommen.

## Interessante Themen

Am 9. April beginnt in Valladolid die 6. Internationale Woche für den religiösen Film. Einige sehr interessante Diskussions-themen sind vorgesehen, die ich an dieser Stelle einmal nennen möchte: Der Film in dem Dienst der Persönlichkeit und Gesellschaft, Film und Krieg, Film und Sühne, Film und Verbrechen, Film und Justiz.

## „Der Transport“ im Film

Die Westberliner Fono, die den Erfolgsfilm „Die Brücke“ drehte, verfilmt jetzt Wolfgang Altendorfs Roman „Der Transport“. Dieser Roman behandelt das Schicksal jüdischer KZ-Häftlinge kurz vor Ende des 2. Weltkriegs.

## Diskussionspunkte für 1961

Der Hamburger Filmclub gab die Punkte bekannt, die 1961 zur Debatte stehen werden. Es sind: Das Rassenproblem im Film, Jugendprobleme im Film, Probleme der Rechtsprechung im Film, der Humor im Film in seiner speziell nationalen Prägung und der klassische russische Stummfilm. Zum letzten Punkt werden die Werke der großen russischen Stummfilmregisseure wie Eisenstein vorgeführt.

## Erziehung zum guten Film

In Österreich befassen sich fast ¾ aller Schulen ausgiebig damit, die Jugend zum Anschauen guter Filme zu bewegen. In Sondervorstellungen werden den jungen Leuten gute Filme „nähergebracht“. Die anschließenden Diskussionen bieten ihnen dann Gelegenheit, ihre Meinungen und Eindrücke auszutauschen.

## Lehrstuhl für Filmgeschichte

In der italienischen Stadt Pisa wurde am Institut „Scuola Normale“ ein Lehrstuhl für Filmgeschichte errichtet. Bei der Einweihung waren führende Träger des kulturellen Lebens anwesend.

Der Filmfachmann Chiarini wird demnächst die ersten Vorlesungen abhalten.

H. P.

# Frühling im Folkwang-Museum in Essen

Fotos: Udo Hoffmann



Ferdinand Hodler „Frühling“



Unbekannter süddeutscher Maler „Frühjahrsbestellung“

Vincent van Gogh „Rhonebarken“



Einen Schildbürgerstreich nennt man heute in Hagen/Westfalen den Verkauf der Hagener Folkwang-Sammlungen im Jahre 1922 an die Stadt Essen. Immerhin hatte Karl Ernst Osthaus in dem von Henry van de Velde erbauten Museum (folkwang = Halle des Volkes) Werke von Daumier, Renoir, Gauguin, van Gogh, Cézanne, Matisse u. a. zusammengetragen, berühmte Namen also, deren Wert man zu Anfang unseres Jahrhunderts auch in Hagen hätte kennen müssen. In Essen war man aufgeschlossener, und mit jenem Stamm hervorragender Werke ist das Essener Folkwang-Museum zum berühmtesten deutschen Museum moderner Kunst geworden.

Hagen erwachte erst später, und dann gab man seiner heutigen Kunststätte – eine Art „Wiedergutmachung“? – den Namen: Karl-Ernst-Osthaus-Museum.

Auch die nazistischen Diktatoren wußten nichts mit jenen kostbaren Kunstwerken anzufangen: 1937 beschlagnahmten sie aus dem Essener Folkwang-Museum 1000 Graphiken und 145 Gemälde, u. a. von Cézanne, Matisse, Chagall, Munch und Feininger, von Corinth, Rohlf, Franz Marc, Schlemmer, Heckel und Kirchner. Diese Werke wurden z. T. auf der berühmtesten Auktion in Luzern verschleudert. Der Erlös dieser „entarteten Kunst“ sollte das Kriegspotential erhöhen – lautete die Parole. Unter den britisch-amerikanischen Luftangriffen schließlich versank 1944–1945 auch das Museumsgebäude in Trümmer.

Inzwischen ist nicht nur das neue Museum (mit herrlichen Ausstellungssälen und Lichthöfen für Plastik, Bibliothek, Aufenthaltsraum,

Vortragssaal mit 400 Plätzen u. a.) von der Stadt Essen in vorbildlicher Weise erstellt worden, auch manche Lücke an Kunstwerken konnte geschlossen werden. Ist der ehemalige Kunstbestand auch nicht wieder erreicht, findet man hier einen für deutsche Verhältnisse einzigartigen Querschnitt durch die neue Kunst – bis zu den Romantikern des 19. Jahrhunderts.

Neben Keramiken, Plastiken und Kultgegenständen aus Amerika, Afrika und Asien und neben einigen wenigen Objekten aus den vergangenen europäischen Jahrhunderten ist das Folkwang-Museum vom Ruhm der modernen Malerei. Auf diesem Gebiet kann man sich – und das ist wiederum der Vorteil eines Museums – die stilistischen oder thematischen Reihen selbst zusammenstellen. Kunstgeschichtlich gesehen, ergäbe sich ein Weg von den Romantikern zu den Realisten und Impressionisten und dann zu den deutschen Expressionisten bis zu den Zeitgenossen, den Abstrakten. Thematisch lassen sich verschiedene Porträtreihen herstellen oder Landschaften vergleichen. Den Menschen bei der Arbeit haben ebenfalls mehrere Maler erlebt, die hier vertreten sind. Kein geringerer als Vincent van Gogh malte die Arbeiter auf den „Rhônebarken“ (1888), ein Jahr später Paul Gauguin die „Bretonischen Tansammler“. Dem Leben am Hamburger Hafen widmen sich Friedrich Kalmorgen („Arbeiterboote“, 1900) und Erich Heckel mit je einer eindringlichen Malerei, während Robert H. Sterl die schwere Arbeit der „Steinbrecher“ (1911) darstellt. Wie idyllisch muß demgegenüber die „Frühjahrsbestellung“ aus dem vorigen Jahrhundert, von einem unbekannten Meister gemalt, an.



Max Liebermann „Schulgang in Laaren“



Paul Gauguin „Bretonische Tangsammler“

Honoré Daumier „Ecce homo“



Vor diesem Bild fällt ein neues Stichwort: Frühling, die Jahreszeit, der wir unmittelbar entgegensehen. Wurde dies Thema von Künstlern behandelt bzw. was wird davon im Folkwang-Museum aufbewahrt? Die „Schneeschmelze“ von Xaver Fuhr leitet zum „Frühling in Toskana“ des Paul Baum über. Etwas problematischer erscheint uns Ferdinand Hodlers figurale Komposition, ein Mädchen und einen Jungen darstellend und „Frühling“ betitelt. Die Jugend des Menschen wird hier zum Symbol für den Jahresbeginn. Dies Gemälde stammt noch aus dem alten Folkwang-Museum in Hagen und galt, als Osthaus es erstand, zweifellos als das Produkt eines Revolutionärs.

In der gleichen Stätte fand 1901 der berühmte Brunnen mit den fünf knienden Knaben des belgischen Bildhauers George Minne seine Aufstellung. Dies wohl bekannteste Beispiel des Jugendstils hat den Bombenkrieg überdauert und ist nun zum Mittelpunkt des neuen alten Museums geworden. Das Los des Folkwang-Museum scheint es zu sein, immer neu anfangen zu müssen, gleichsam mehrmals Frühling zu haben: Gründung in Hagen, Neuanfang in Essen, und nach der Plünderung durch die Nazis und Zerbombung nun die Sammlung im neuen Haus. Frühling zu Ostern! Wir nennen den „Osterspaziergang“ des Malers und Arztes, Naturforschers und Psychologen Carl-Gustav Carus (1789-1869). Dies Bild gehört zu den Kostbarkeiten der romantischen Schule, die in Essen gut zu Wort kommt. Von hier zur Passionszeit wäre kein großer Schritt, aber religiöse Bilder sind im Museum weniger zahlreich. Dafür nimmt das großangelegte Gemälde „Ecce homo“ von Honoré Daumier (1808-1879) eine zentrale Rolle ein. Chri-

stus im Getriebe der Menschen, bestaunt, verspottet, im Stiche gelassen. Das Thema wird dank Daumiers Gestaltungskraft überzeugend menschlich und verständlich.

Ostern, Frühling ist aber auch die Zeit der Einschulung und Schulentlassung. Hier ein Bild von Max Liebermann „Schulgang in Laaren“ (1898) – und dann „Die Schulstunde“ von Fritz von Uhde. Freilich sah eine Schulstunde 1899, als das Bild gemalt wurde, anders als heute aus.

Vor dem ausdrucksstarken Gemälde Otto Muellers „Polnische Familie“ diskutiert gerade eine Schar junger Mädchen mit ihrem Lehrer. Es geht nicht um trockene Daten, sondern um das Wie vor diesem Original. Und als man sich die Köpfe heiß geredet hat und etwas müde ist, werden die Schülerinnen nicht etwa von Bild zu Bild weitergehetzt, sondern können sich in einem gemütlichen Aufenthaltsraum des Museums ausruhen, ihre Butterbrote verzehren oder über das Gesehene nachdenken. Zunächst betrachten sie aber die Ausstattung dieses geräumigen Zimmers: Bequeme Sessel und Sofa, dabei formschön und herrlich in den Farben, materialgerechte Gardinen und Teppiche, zwei große dekorative abstrakte Gemälde an den Wänden. Lebende Blattpflanzen. Von der Decke hängt ein Mobile von Alexander Calder herab. So möchte ich zu Hause auch eingerichtet sein, sagt eine Schülerin.

Günther Ott

# Vor dem neuen Tag

Von Willi Szilluweit

Illustrationen: Bernhard Müller



Seit dem Tage, wo der Büroangestellte Rodenberg an sich selbst die Veränderung zu begreifen begann, zwang es ihn, Rückschau zu halten. Und da kam ihm das Gleichmaß der letzten Jahre, zugebracht zwischen der gewohnten Arbeit im Büro und den Stunden der Freizeit in seiner Ehe, in einer Weise zum Bewußtsein, die er früher nie gespürt hatte. Er war verwundert und erschrocken, weil er nun in der durchmessenen Zeit nichts anderes zu erblicken vermochte als eine gähnende Leere. So stellte es sich ihm dar, und er fühlte sich jetzt wie ein Schläfer, der an einem ihm fremden Ort übernachtet hat und sich beim Erwachen erst einmal auf seine Umgebung besinnen muß.

Die Veränderung in ihm war langsam gekommen. Betrachtete er sie heute, so gab es nur wenige Anzeichen, die darauf schließen ließen, wann und wie sie eingesetzt hatte. Unmerklich und wie ohne Absicht war sie in sein Leben getreten, anfangs sich bei jeder Annäherung in eine gleichzeitige Flucht verschließend, um sodann mit einer klaren Beharrlichkeit erneut bei ihm anzupochen. Rodenberg hatte ihr mit Zweifel und auch mit Abwehr entgegengesehen, Zweifel, die er zunächst nicht von der Bestimmtheit dieser Umwandlung überzeugt gewesen war, und Abwehr, weil er eine solche Reaktion von seiner Seite für richtig hielt. Und als dann seine Zweifel schwanden, seine Abwehr sich im selben Maße verringerte, hatte er nach Entschuldigungen gesucht, die seine Bereitwilligkeit, sich dem Neuen hinzugeben, bemänteln sollten. Diese Entschuldigungen errichtete er gleich einem Wall zwischen seiner Frau und sich, und obschon er begriff, wie wenig stichhaltig sie im Grunde waren, hatte er sich mühe-los dahinter verschanz.

Begonnen mußte es an dem Tage haben, an dem die junge Kollegin die Arbeit in dem Büro aufgenommen hatte, wo er schon seit mehreren Jahren beschäftigt war. Das war vor zwei Monaten, und möglicherweise hatte er das als den Anfang anzusehen, waren das die ersten Zeichen einer sich immer weiter ausbreitenden Veränderung seines Ichs. Doch bestimmt mußte Rodenberg das nicht. Als er anfang, in diesem Zusammenhang an seine Frau zu denken, fühlte er sich von ihr schon eine Unermesslichkeit entfernt, wenn er auch jetzt noch stets bemüht war, ihr das nicht zu zeigen. Er redete sich ein, daß er mit dieser Enthüllung noch zu warten habe.

Jede Verbindung mit seiner Kollegin blieb vorerst auf Blicke beschränkt. Aber ihre Augen, die zu Beginn nur wie beiläufig zusammengetroffen waren, berührten sich von Tag zu Tag häufiger und länger, verharrten ineinander mit einer Stummheit, die größer und ausdrucksvoller war als alle Beredtsamkeit. Darum konnte er nicht länger mehr an eine Zufälligkeit bei

diesem Ineinandertauchen glauben. Vor ihm erstand eine neue Zukunft, die er mit immer stärker werdender Verheißung in den Augen des Mädchens vorfand. Der Mann las in ihnen tausend Bilder, die er schon ewig begraben geglaubt. Und ihr zaghaftes und dennoch voll dargebotenes Lächeln, das er glücklich erwiderte, trieb ihn voran. Es ermutigte und befähigte ihn, die Stunden zu zählen, die sich an den Abenden oder an den Sonntagen vor ihr Wiedersehen schoben. Dadurch kam es, daß ihm bald diese Stunden quälend lang erschienen. Und es drängte ihn, zuzugreifen.

Er fing an, Gespräche mit ihr zu suchen, wissend, daß sich nur aus ihnen etwas ableiten ließ, das imstande war, das Begonnene weiterzubilden. An Gelegenheiten dazu fehlte es nicht. Nur mußte jede dieser Gelegenheiten unvollkommen bleiben, da sie sich in den Räumen des Büros, unter den Augen der anderen, zutrug. Der Mann sah es ein, dennoch griff er danach. Und da wurde er enttäuscht. Zwar mußte er sich sagen, daß er zunächst nichts anderes erwarten konnte, aber seine Enttäuschung wurde dadurch nicht geschwächt.

Er war in den alten Fehler vieler Männer verfallen, die von den Worten einer Frau dasselbe erhoffen, was ihnen ihre Blicke ohne weiteres zuzubilligen scheinen. Jetzt machte es ihn fast hilflos, als er in ihren Worten nichts davon aufgezeichnet fand. Und nun, wo er bei ihr war, hielt sie auch ihre Augen zurück. Sie war freundlich, doch dünkte ihn das vielmehr einer anerzogenen Höflichkeit zu entspringen, die er unter den augenblicklichen Umständen abwies. Aber saß er danach auf seinem Platz, betroffen und mit dem Gefühl einer ihm angetanen Kränkung darüber nachsinnend, ob es nicht letztlich von ihrer Seite nur das Spiel einer raffinierten Koketterie sei, so wurden solche Gedanken und Empfindungen bald wieder durch ihre Augen besiegt, die sich ihm erneut rückhaltlos aufschlossen. Vor dieser unverhüllten Bestätigung versank alles übrige.

Von da an beschäftigte ihn der Gedanke an seine Frau nur so weit, wie er sie als Hindernis anzusehen hatte. Und gerade das kehrte sich für ihn mit jedem neuen Tag in eine zunehmendere Bedeutungslosigkeit. Ihr Zusammenleben war am Alltag abgenutzt worden, nichts fügte sich in ihm mehr zu der Harmonie der ersten Jahre. Jetzt war es ihm klargeworden, sein Bewußtsein, bislang von der Trägheit seines Ehelebens eingeschlafert, war erwacht. Und wenn Rodenberg nun seine Frau beobachtete, unterlag er ohne Widerstand der Gefährlichkeit einer Gegenüberstellung, zu der er haltlos gezwungen wurde. Überall tauchten Dinge auf, die ihm die Veranlassung gaben, beide, seine Frau und seine Kollegin widerinander abzuwägen. Und da blieb für seine Frau nicht viel. Er gewährte ihre schon etwas zur

Fülle neigende Gestalt und die abgetragene Jugendfrische in ihrem Gesicht. Und ihm wurde deutlich, daß sie nie sonderlich etwas dagegen unternommen hatte. Alles schien von jeher so zu bestehen. Sogar ihre Kleider hatten ihre Farben verloren.

„Warum trägst du immer das eine Kleid?“ fragte er sie an einem langen Sonntagnachmittag.

Sie sah ihn erstaunt an. „Du hast es mir ja selbst gekauft.“ Ihre Antwort ärgerte ihn. Er wußte nicht, weshalb.

„Du brauchst es trotzdem nicht immer und ewig zu schleppen! Außerdem ist es schon lange her, seit ich es gekauft habe.“

Sie schwieg. Nur ihr Blick wand sich verwundert über den Tisch bis zu dem Stuhl, auf welchem er saß.

„Es ist gut genug für das Haus“, sagte sie dann und faßte still über den Stoff.

Er erhob sich und trat auf die Veranda hinaus. Auf der Straße waren Spaziergänger. Die Kleinstadt besah sich ihre Schaufenster. Dem Mann fiel der nächste Samstag ein. Er war arbeitsfrei. Soll es denn immer so weitergehen? dachte er und schaute über die Schulter zu seiner Frau zurück. Sie hatte ihr Nähzeug hervorgeholt und blickte darauf nieder.

Wenn ich jetzt nach draußen gehe, treffe ich sie vielleicht, überlegte er bei sich, wahrscheinlich wird auch sie sich solchen Gedanken hingeben, wird darauf warten ... Und die Stadt war klein, man traf auf einem sonntäglichen Gang alle möglichen Leute.



Doch er blieb, verbissen und unzufrieden an die Straße unter ihm starrend. Nach einiger Zeit ging er ins Zimmer zurück und setzte sich wieder. Es war still im Raum. Der Sonntag verrann zwischen den Schlägen der Uhr ohne Besonderheit. Es wurde Abend und Nacht.

Drei Tage später, nach erneuten langen und unverhüllten Blicken von beiden Seiten, wartete Rodenberg nach Büroschluß auf seine Kollegin. Leichtfüßig kam sie die Treppe herab, verhielt zögernd den Schritt, als sie ihn unten stehen sah. Er heftete seine Augen auf ihr Gesicht, nahm mit uneingeschränkter Freude die aufbrechende Verwirrung darin wahr und baute sie ein Stück begleiten zu dürfen. Ihre Gewährung, erstaunt und doch mit unverkennbarer Bereitschaft ausgedrückt, hob ihn empor.

Die Dämmerung schlug den Tag in erste Schatten. In ihnen verstrichen die Minuten mit bestürzender Schnelligkeit. Und der Mann ruhte nicht, bis er zwischen den Worten und Blicken des Mädchens den so lange ersehnten Zusammenhang hergestellt hatte. Sie wählten den kommenden arbeitsfreien Samstag aus, um in seinen Stunden ihr erstes wirkliches Beisammensein zu begehen, fernab ihrer Umwelt, das es noch verborgen zu bleiben hatte.

„Es ist nicht richtig“, sagte sie. Aber sie sagte es nur, um seine Antwort zu vernehmen, die sie im voraus kannte.

Und er durchspähte ihr Gesicht, bis ihm ihre Augen festhielten.

„Es wird richtig“, entgegnete er. Der Abend wurde dichter.

Erst am Freitag, als Rodenberg nach Dienstschluß nach Hause kam, breitete er vor seiner Frau die zurechtgelegte Lüge aus, er würde Samstag arbeiten müssen ... wahrscheinlich den ganzen Tag ... ein Kollege sei erkrankt ... der Chef habe ihn gebeten ...

Fugenlos fügten sich die Worte ineinander. Er entdeckte seine Frau merkwürdig weit am anderen Ende des Zimmers. Still nahm sie seine Ankündigung zur Kenntnis. Das machte ihn betroffen, obwohl ihm das als der sichere Beweis galt, daß sie sich noch nichts gemerkt haben konnte. Er wollte noch etwas sagen, scheute sich aber. Es war irgend etwas da, was ihm den Mund verschloß. Er sah seiner Frau zu, wie sie das Abendessen auftrug, spürte mit einer hellstichigen Schärfe jede einzelne ihrer Bewegungen, mit denen sie Schüsseln und Teller auf den Tisch setzte. Dadurch schien die Entfernung zwischen ihnen plötzlich verringert zu sein. Stumm starrte er sie an, und erst nach geraumer Zeit, als sie, aufmerksam geworden, sich ihm zuwandte, kehrte er hastig seine Augen ab.

Nach dem Essen versuchte er in der Zeitung zu lesen. Doch wenig später schon mußte er sie wieder aus der Hand legen. Die Buchstaben sagten ihm nichts, ihr Sinn war nicht zu offenbaren.

In der Küche nebenan spülte seine Frau das Geschirr. Und während der Mann auf die vertrauten Geräusche horchte, ging ihm auf, daß dieses vielleicht schon sehr bald alles vorbei sein würde. Der Gedanke kam so unvermutet wie eine folgenschwere Entdeckung, deren Unausbleiblichkeit bekannt war, um die man sich aber in unbegreiflicher Einfalt herumgedrückt hatte.

Der Mann schüttelte den Kopf, als könnte er damit solche Gedanken fortwischen. Morgenabend ist alles klarer, sagte er zu sich, wie wenn diese Zeitspanne ihm eine Hilfe verheißte. Und schon im nächsten Moment begriff er mit unbefriedigender Gewißheit, daß ihm auch dann immer noch das eine bleiben würde, nämlich vor seiner Frau hinzutreten und ihr das alles zu erklären. Und was er vorher nicht bedacht, erkannte er nun: es würde nicht leicht sein. Einen Tag hatte er noch, einen winzigen Tag. Benommen schlug er die Zeit zurück und fand acht lange Jahre, die er nun schon verheiratet war. Acht Jahre, die in dieser Stunde eine Summe ergaben, die er vergebens zu erfassen suchte, deren Ausmaß er sich dennoch nicht entziehen konnte.

Er ging früher zu Bett als sonst.

„Fühlst du dich nicht gut?“ fragte seine Frau ihre Augen ergriffen sein Gesicht, tastete darüber mit einer Besorgnis, die ihn beschämte. Vielleicht deutet sie meine Schweig-samkeit so, dachte er unruhig. Er sah an ihr vorbei.

„Ich bin nur müde“, erwiderte er schnell. Später, als sie ins Schlafzimmer kam und die Nachttischlampe anzündete, lag er ohne Bewegung. Er hörte, wie sie den Wecker aufzog, damit er morgen pünktlich aufstehen und fortgehen konnte. Sein Schlaf war immer sehr fest,

# Grünes Licht fürs Doppelzimmer

Von Lilo Weinsheimer



Der Empfangschef im Hotel zum „Wilden Mann“ mustert das Paar mit diskretem Mißtrauen. „Doppelzimmer für Ehepaar Meyer aus Ulm“, so lautete die telegrafische Vorbestellung. Nun sind sie da, ein Junge und ein Mädchen in gewaltigen Pullis, langen Hosen, bunte Campingbeutel über der Schulter. Ehepaar Meyer? Der Empfangschef wirft einen Blick in die Ausweise. Es stimmt: Ursel und Manfred, 17 und 19 Jahre jung sind verheiratet. Grünes Licht fürs Doppelzimmer! „Bitte sehr, gnädige Frau, der Fahrstuhl ist gleich links.“ Ursel lacht: „Das kennen wir schon, man glaubt uns das Ehepaar nirgendwo. Wir halten es mit der alten Weisheit: Jung gefreit, hat nie gereut.“ „Kinder“, sagt der grauhaarige Hotelmann lächelnd, als die beiden nach oben entschwinden.

Ursel ist eine der 20000 bundesrepublikanischen Ehefrauen, die 17 Jahre und jünger sind. Frühehen sind seit einigen Jahren – nicht nur in der Bundesrepublik – große Mode. Nur Mode, oder Symptom der Zeit? Bagatelle? Tragödie? Warum heiraten junge Menschen heute so früh?

Ursel und Manfred beantworten die letzte Frage frisch, forsch und ohne Prüderie. Ursel erwartet ein Kind. „Das ist gar nicht schlimm. Erstens verdient Manfred in der Autobranche prima und zweitens haben wir uns gern. Alles andere wird sich finden.“ Daß alles andere sich finden wird, glaubt auch das Teenager-Ehepaar Dörte und Heiko. Der Wunsch, frei zu sein, hat sie veranlaßt, von der Schulbank weg zu heiraten. Frei wovon? Heiko sagt rundheraus: „Von der Bevormundung der Alten. Dörte und ich sind Sandkastenkollegen. Wir haben als Kinder

Sehr gründlich und sehr weit scheinen viele, die fast noch Kinder waren, als sie vor dem Standesbeamten den „Bund fürs Leben“ schlossen, überhaupt nicht zu denken. Bei den meisten von ihnen stimmt im Elternhaus etwas nicht. Wenigstens sagen sie es. „Ich habe mich nie richtig zu Hause gefühlt bei meinen Eltern.“ „Ich wollte einfach weg von zu Hause.“ „Ich habe mir einen Menschen gewünscht, der wirklich für mich da ist.“

Hat die 19jährige Regine, die vor zwei Jahren den jetzt 22 Jahre alten Wolfgang geheiratet hat, in ihm den gefunden, der wirklich für sie da ist? „Ach was!“, sagt sie hart, „der läuft doch längst mit andern. Er sagt, ich hätte ihn daran gehindert, seine Erfahrungen zu machen. Das holt er jetzt nach. Bevor wir heirateten, fand er es ulkig, daß ich vom Haushalt nichts verstehe. Jetzt ist es eine Tragödie. Ich will weg von ihm.“

Weg von ihm – und weg von ihr, das wollen viele, die sich ewige Treue schwuren, bevor sie erwachsen waren. Die Statistik stellt fest, daß jede zehnte Frühehe nach spätestens fünf Jahren geschieden wird. In sieben von zehn geschiedenen Frühehen sind bereits Kinder da. Die „trostlosesten Hinterbliebenen auf der Welt“, nennt ein junger Scheidungsanwalt die Kinder aus geschiedenen „Kinderehen“. Von „Scheidungsweisen“ sprechen Ämter, Behörden und Heime, die diese Kinder dann in ihre Obhut nehmen müssen.

Ist das Kind, das eine 16-, 17- oder 18jährige erwartet (die gegenwärtig jüngste Mutter in der Bundesrepublik ist 13 Jahre alt), in jedem Fall

hat. Wird, was ernst ist, nicht ernst genommen, fehlt jungen, liebenden Menschen der behutsam helfende und lenkende Berater, dann können Katastrophen die Folge sein. Beispiele dafür gibt es genug.

Aber: „Nach meiner Erfahrung sind Frühehen, die aus wirklicher Zuneigung geschlossen werden ganz selten“, sagt der Anwalt. Er macht aus dem häufigsten Scheidungsgrund, der unüberwindlichen Abneigung, ein Wortspiel und spricht von der „überwindlichen Neigung“, die junge Leute – und nicht nur sie – mit Liebe verwechseln. „Wir erziehen, oder glauben es zu tun, junge Menschen zu tausend Dingen: zum Bürger, zum Konsument, zum Diskutierer, zum Spezialist. Erziehung zur Ehe – Fehlzanzeige

Vernünftige Aufklärung – tabu. Fragen Sie einmal eine Teenager-Mutter und den Knaben, der ihr ‚Schutz und Schirm‘ sein soll, was sie vor ihrer Ehe im Elternhaus über die Beziehung der Geschlechter, über Liebe, Ehe und Verantwortung einem Kind gegenüber gehört haben, wie sie sich den Alltag vorstellen.“

„Nichts habe ich vorher gewußt“, sagt Regine, die sich mit ihren 19 Jahren demnächst eine geschiedene Frau nennen darf. „Nur was im Kino über dieses Thema gezeigt wird und was in Illustrierten und Romanen steht. Der Wolfgang ist nicht schlecht. Aber wir hatten ja keine Ahnung von der Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist, glaub ich gar nicht schlimm, aber man braucht Kraft für sie – und Vernunft. Zu schwer, wenn man fast noch ein Kind ist. Mir ist jetzt erst aufgefallen, daß es in Amerika und Schott-

zu früher Stunde erwachte er nie von selbst, meist erreichte ihn noch nicht einmal das schrille Läuten des Weckers.

Der Mann verhielt sich still, stellte sich schlafend. Dabei lauschte er auf die schon unzählige Male vernommenen Töne, dieses heisere Gessurre, das die Uhr von sich gab, wenn man ihre Feder aufzog. An jedem Abend, wenn er am nächsten Tag zur Arbeit mußte, wiederholte sich das. Aber jetzt, wo seine Frau in ihrer Ahnungslosigkeit, in ihrem Vertrauen zu ihm, diese allabendliche Aufgabe erfüllte, verursachten ihm diese vertrauten Geräusche einen fast körperlichen Schmerz. Er vernahm, wie sie den Wecker vorsichtig auf den Nachttisch setzte und wälzte sich auf die andere Seite. Der Schlaf mied ihn. Erst spät kam er zur Ruhe.

Das Frühlicht fing sich in den Fenstervorhängen, da faßte seine Frau an seinen Arm und rüttelte ihn wach. Langsam öffnete er die Augen und sah ihre Gestalt undeutlich im Morgenrock neben seinem Bett stehen, etwas zu ihm hernieder gebeugt. Es war wie an jedem Morgen, wenn er aufstehen und zur Arbeit mußte. Er erinnerte sich, daß sie es noch nie versäumt hatte, ihn rechtzeitig zu wecken. Ihre Hand lag noch immer auf seinem Arm. Diese Nähe gab es zwischen ihnen nur in der Frühe, wenn sie zu ihm kam, um den Schlaf von ihm zu nehmen. Langsam richtete er sich empor. Aus dem Wohnzimmer drang der Duft frischen Kaffees. Und er wußte, sie hatte das Frühstück bereits fertig.

Er sank in die Kissen zurück. Seine Frau blieb still an seinem Bett stehen, um sich zu überzeugen, daß er nun wirklich völlig erwacht sei. Mit einem seltsam verworrenen Gefühl vergegenwärtigte sich der Mann ihr Bild. Und da erblickte er hinter dem alten, vertrauten Morgenrock, hinter ihrem noch ungeordneten Haar das, was er lange Zeit vergessen hatte, und über das er leichtfertig dahinzugehen im Begriff war: die Jahre ihres gemeinsamen Zusammenlebens. Er entdeckte erneut die unzähligen Stunden am Morgen, in denen sie wie jetzt neben ihm gestanden war. Und er entsann sich der Nächte, wo ihre Nähe ihn in die Gewißheit eines glücklichen Geborgenseins hineingehoben hatte. Die Bilder stiegen vor ihm auf gleich einer lange zurückgedämmten Flut, die über die Ufer bricht.

Seine Frau stand noch immer neben dem Bett, weil er in seine Reglosigkeit zurückgesunken war. Abwartend schaute sie ihn an. Da streckte er den Arm aus und zog sie zu sich herab. Durch das geöffnete Fenster griff ein leichter Wind und faßte behutsam an die dünnen Vorhänge, sie spielerisch hin und her bewegend.

schon zusammen im Sand gespielt. Zu Hause verstehen sie uns nicht.“

Lieben die beiden sich? „Ach, das sind große Worte“, meint Dörte. Heiko studiert, seine Frau arbeitet im Büro. Eine möblierte Bude nimmt sie abends auf. Und wenn eines Tages ein Baby kommt? Heiko winkt ab: „Daran denken wir nicht, wir haben andere Sorgen.“

Teenager-Ehefrau Nummer drei, die kleine, zarte Marlies, eben 18 geworden, ist bereits Mutter. Drei Wochen vor ihrem 17. Geburtstag war das Baby da. „Meine Eltern haben darauf bestanden, daß wir heiraten. Er wollte eigentlich studieren. Aber das ging nicht, wegen des Babys. Nun hat er einen Job in der Industrie.

Ich arbeite als Verkäuferin. Das Kind haben wir bis später in einem Heim.“ Wann das „Später“ aufhören wird, weiß Marlies nicht. „Wenn wir entsprechend eingerichtet sind“, sagt sie vage. Ob das alles gut auslaufen wird, für das Kind, für die Ehe? „Darüber denke ich nicht nach.“

für die jugendlichen Eltern ein Grund, zu heiraten? „Nein!“, sagte der Anwalt mit allem Nachdruck. „Oft ist es sehr viel besser, wenn die Eltern der jungen Mutter das Baby zu sich nehmen. Besser für das Kind und besser für die jugendlichen Eltern. Ich weiß, welche Bedenken moralischer Art in unserer Gesellschaft dem entgegenstehen. Aber was ist moralischer: Ja zu einem unehelichen Enkelkind zu sagen und Verantwortung für ein Lebewesen zu übernehmen, oder ‚wegen der Leute‘ unreife, blutjunge Menschen kopflos in eine auf nichts als auf ein unerwünschtes Kind gegründete Ehe stürzen zu lassen?“

Der heutige Wohlstand macht es jungen Menschen leicht, finanziell unabhängig zu sein und bereits in ganz jungen Jahren viel Geld zu verdienen. Das Liebespaar, das in der Dachkammer von Liebe und Luft lebt und doch nicht voneinander lassen will, ist Legende oder Witzblattthema. Allerdings: es gibt tiefe Liebe und echte Zuneigung unter ganz jungen Menschen, über die zu spotten kein Erwachsener das Recht

land nicht nur ‚Heiratsparadiese‘ gibt, sondern auch ‚Scheidungsparadiese‘. Beides Paradiese? Da stimmt doch etwas nicht.“

„Aus. Da kann man nichts machen“, fügt Regine hinzu. Es klingt erfahren-traurig. Als ob eine alte Frau es gesagt hätte.



Illustration: Bernhard Müller

# Hat Formosa eine Zukunft?

Sonderbericht von Oscar Peter Brandt



Auf den seltsamsten Booten fahren die Fischer zum Fang

**„Herrliche Insel“, aber keine Demokratie – Billigstes Land der Erde**

**Marschall Tschiang Kai-schek hat Sorgen. 600000 Soldaten bangen um ihre Zukunft. Bei den zehn Millionen freien Chinesen in der nationalchinesischen Republik gärt und kriselt es.**

**„Wir kämpfen für die Freiheit aller 600 Millionen Chinesen“, sagen die führenden Politiker und Militärs.**

**„Schafft Freiheit auf Formosa – verwirklicht die Demokratie – treibt eine realistische Politik“, fordern die Jungen. Oscar Peter Brandt war bei den freien Chinesen auf Formosa. Er berichtet:**

Ich war von Japan herübergekommen. Fünf Stunden nach dem Start in Tokio tauchten im Pazifik die 3000 Meter hohen Bergrücken auf. Dichtbewaldet sind die Gebirgsketten. Nach Westen zu fallen sie terrassenförmig ab. Das ist ein bezaubernder Anblick.

Taiwan – übersetzt die „Herrliche Insel“ – heißt dieses Kleinod, fast 200 Kilometer östlich

des chinesischen Festlandes gelegen. Im Westen ist die 390 Kilometer lange und 140 Kilometer breite Insel unter dem Namen Formosa besser bekannt.

Das billigste Land der Erde – jeder achte männliche Einwohner in Uniform – Bademädchen und Hostessen in Weinrestaurants – viele Frauen in gehobenen Berufen – jedem Bauern seinen Acker – Opposition verboten – das sind nur einige der angenehmen und unangenehmen Überraschungen, die die freien Chinesen zu bieten haben.

Die sechs Millionen Taiwaner (Chinesen, die die Insel seit dem 13. Jahrhundert besiedelten) waren durchaus nicht glücklich, als der geschlagene Marschall Tschiang Kai-schek im Jahre 1949 mit 600000 Soldaten und mehr als drei Millionen Festlandchinesen erschien und aus Formosa die nationalchinesische Republik machte. Im Gefolge des besiegten Staatsschefs erschienen auch viele der reichen und korrupten Chinesen, die ein gerütteltes Maß Mitschuld an der jetzigen kommunistischen Herrschaft im „Reich der Mitte“ haben. Sie legten ihre korrupten Methoden auf der Insel, wo die amerikanischen Dollars weiterrollten, nicht ab. Der Marschall seinerseits legte seine diktatorischen Neigungen nicht ab. Die Nationale Partei – die Kuomintang – übernahm zu-

sammen mit dem Militär die gesamte Macht und unterdrückte jede Opposition.

„Wir Taiwaner“, sagten mir die Einheimischen, „hatten von diesem Tage an überhaupt keine Rechte mehr. Noch vor Monaten warf man Lei Chen, der eine echte Oppositionspartei gründen wollte, für zehn Jahre ins Gefängnis.“

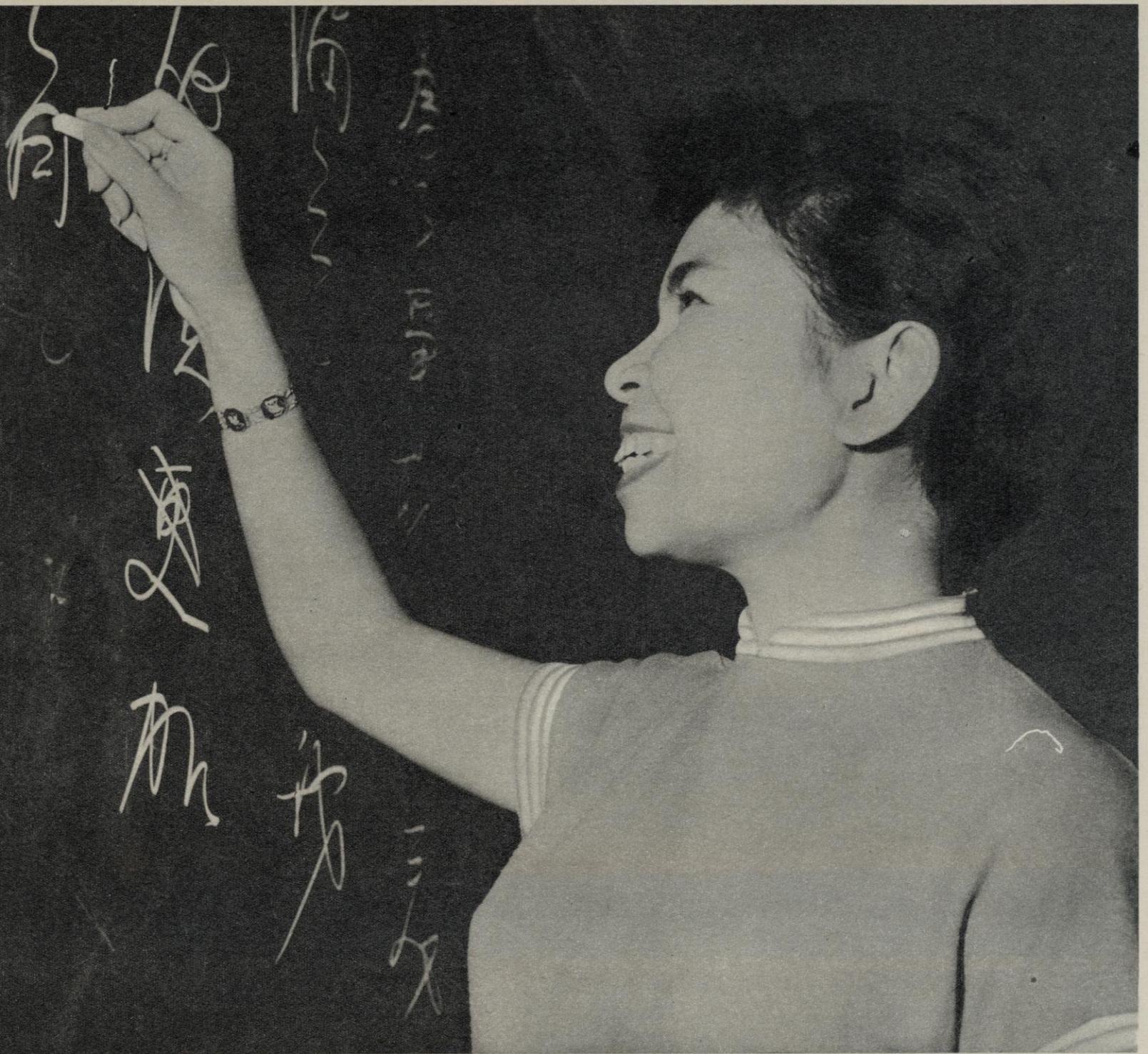
Es wurde in den letzten Jahren aber auch viel Hervorragendes geleistet. Hervorzuheben sind die Ausbildung der Jugend (alle Kinder müssen die Schulen besuchen, höhere Schulen gibt es in allen Städten, dazu sieben Universitäten) und die Durchführung der Bodenreform. „Jedem Bauern seinen eigenen Acker“, hieß das Motto. Auf 2,8 Hektar Reisland wurde der private Grundbesitz beschränkt. Dadurch konnten 317000 Landlose zu Bauern auf eigenem Grund und Boden gemacht werden. Die Erfolge waren geradezu phantastisch. Für über 100 Millionen Dollar Zucker wird jedes Jahr exportiert. Auch 200000 Tonnen Reis können ausgeführt werden. Formosa kann sich heute, vom Weizen abgesehen, allein ernähren.

Für die fremden Besucher ist Formosa das billigste Land auf unserem Globus. Nur umgerechnet zwei DM habe ich für die fünf Kilometer lange Taxifahrt vom Flughafen bis zur Mitte der Landeshauptstadt Taipei zu bezahlen. Der

Blick auf die Speise- und Getränkekarte ist geradezu ein Genuß. Eine Kanne Tee 20 Pfennig. Für 3,50 DM z. B. erhält man ein großes Abendessen. Es werden pikante Vorspeisen, ein gutes Fischgericht mit vielen Salaten, der große saftige Braten mit Pommes frites und vielen Gemüsen und abschließend Obstsalat mit Sahne serviert. Ebenso erfreulich ist der Blick in die Schaufenster und Geschäfte. Gute Oberhemden kosten 8 DM, Schuhe zwischen 10 bis 20 DM, Kleider 12 bis 15 und 20 DM.

Für die Masse der freien Chinesen hingegen ist das bei deren bescheidenem Lebensstandard noch viel zu teuer. Die monatlichen Verdienste betragen im Mittel nur 120 DM. Zehntausende aber sind arbeitslos und müssen sehen, mit kleiner öffentlicher Unterstützung durch das bescheidene Leben zu kommen.

Ausgesprochene Fremdenverkehrs-Attraktionen sind die jungen und hübschen Bademädchen und Hostessen in den Weinrestaurants. In dem Kurort Peitou z. B. gibt es viele heiße Schwefelquellen. Der Gast geht, wann immer er mag (am Vor- oder Nachmittag, am Abend oder in der Nacht), in eines der luxuriösen Hotels und bestellt ein Bad. Er wird in ein Hotelzimmer geführt. Kaum ist er dort, erscheint das Bademädchen. Sie findet gar nichts dabei („das ist ja mein Beruf“) den Gast zu baden



In einer Schule auf Formosa

und später zu massieren. Das ist hier durchaus landesüblich.

#### Frauen als Diplomaten und Richter

Aber auch auf Formosa sind die Frauen gleichberechtigt. Hunderttausende der jungen und intelligenten Chinesinnen sind in allen Berufen tätig. Sie arbeiten als Sekretärinnen und Verkäuferinnen, als Servierinnen wie als Modistinnen, Arbeiterinnen, Mannequins usw. Mehr sogar als in vielen anderen Ländern der Erde sind Frauen in den höheren Berufszweigen als Diplomaten und höhere Verwaltungsbeamtinnen, als Richter, Journalistinnen, Ärzte usw. tätig. Es gibt z.B. 20000 junge Lehrerinnen. 199 Frauen haben Sitz und Stimme in der Nationalversammlung. Der Legislativ-Yuan hat 60, der Kontroll-Yuan (die Yuan sind Regierungsorgane) 19 weibliche Mitglieder.

Hier treffe ich die moderne, intelligente und gebildete chinesische Frau. „Wir wissen“, sagen diese Chinesinnen, „daß viele unserer jungen Mädchen noch Tätigkeiten ausüben, die im fortschrittlichen 20. Jahrhundert unwürdig sind. Auch wir möchten, daß lieber heute als morgen überall saubere Verhältnisse herrschen. Der Fremde mag jedoch gütigst berücksichtigen, daß wir für diese vielen Mädchen leider noch keine andere Arbeit haben.“

#### Soldaten kosten viel Geld

Überall wimmelt es von Uniformen. Noch immer hat das kleine Formosa 600000 Soldaten unter Waffen, dazu Zehntausende von Polizisten und Geheimpolizisten. Gemessen an den nur zehn Millionen Einwohnern ist jeder achte männliche Bewohner (die Kinder und Greise eingeschlossen) beim Militär oder der Polizei. Damit hat diese kleine Insel (wieder gemessen an der Einwohnerzahl) die stärkste Militärmacht aller Länder unserer Erde.

Das kostet Geld, viel zu viel Geld – es bedeutet auch eine zu starke Machtfülle der Militärs. Und das bekommt keinem Land gut. Eine Verringerung der Armee, ein Abbau der Polizei und Geheimpolizisten sind unbedingt erforderlich. Viele 100 Millionen Dollars könnten dann in dringende Aufbau- und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gesteckt werden.

Der Standpunkt der Militärs und auch Marschall Tschiang Kai-scheks (die mit diesen Ansichten nur ihre Machtfülle behalten wollen), daß es eines Tages mit diesen 600000 Soldaten möglich sei, von Formosa und Quemoy aus wieder auf dem Festland zu erscheinen und das „Reich der Mitte“ mit Waffengewalt vom Kommunismus befreien zu können, ist völlig unreal.

Ich sitze mit jungen Chinesinnen und Chinesen zusammen. Arbeiter, Studenten, Farmer und Angehörige vieler anderer Berufe sind es. Ihre wichtigsten Forderungen sind: Freiheit für alle zehn Millionen Chinesen auf Taiwan – Verwirklichung der echten Demokratie – Zulassung der Opposition – Ausrottung der korrupten Kräfte – soziale Gerechtigkeit. „Formosa muß“, formulieren sie, „ein Schaufenster der Demokratie werden. Wir sind hier alle Antikommunisten und werden nie nachlassen, den Kampf für die Freiheit unserer 600 Millionen Brüder und Schwestern zu führen. Zunächst aber müssen wir doch sehen, beste Ordnung im eigenen Hause zu schaffen – Taiwan muß in jeder Beziehung wieder die ‚Herrliche Insel‘ werden.“

Mehr als bei den alten Politikern hat sich bei der Jugend des Landes die Erkenntnis durchgesetzt, daß Formosa in naher Zukunft nur als Nationalchinesische Republik und kleiner Staat bestehen wird. „An der harten Realität, daß unser Mutterland ein kommunistischer Staat geworden ist, kommen wir in Zukunft ebensowenig vorbei wie die anderen Mächte der Erde. Unsere Nahaufgabe ist es, für die zehn Millionen freien Chinesen aus Formosa ein Bollwerk der Demokratie zu machen.“

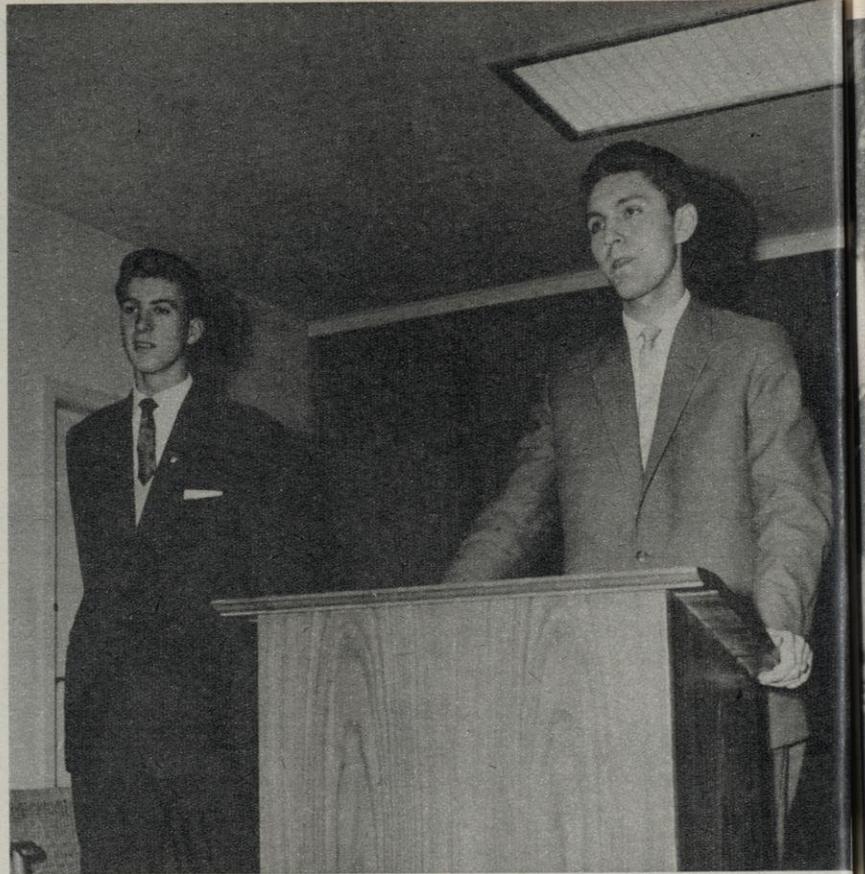
Das ist durchaus möglich. Arbeitskräfte gibt es auf der Insel in Hülle und Fülle. Die freien Chi-

nesen warten nur darauf, daß man ihnen hilft, Fabriken und andere Produktionsstätten aufzubauen.

#### Freundschaft zu Deutschland

Drei der amtierenden chinesischen Minister beherrschen die deutsche Sprache fließend. Ich traf aber auch viele Professoren, Ärzte, Ingenieure, die bei uns studiert haben. Man bringt uns hier viel Freundschaft entgegen. Stark enttäuscht hingegen ist man, daß die Bundesrepublik so wenig tut.

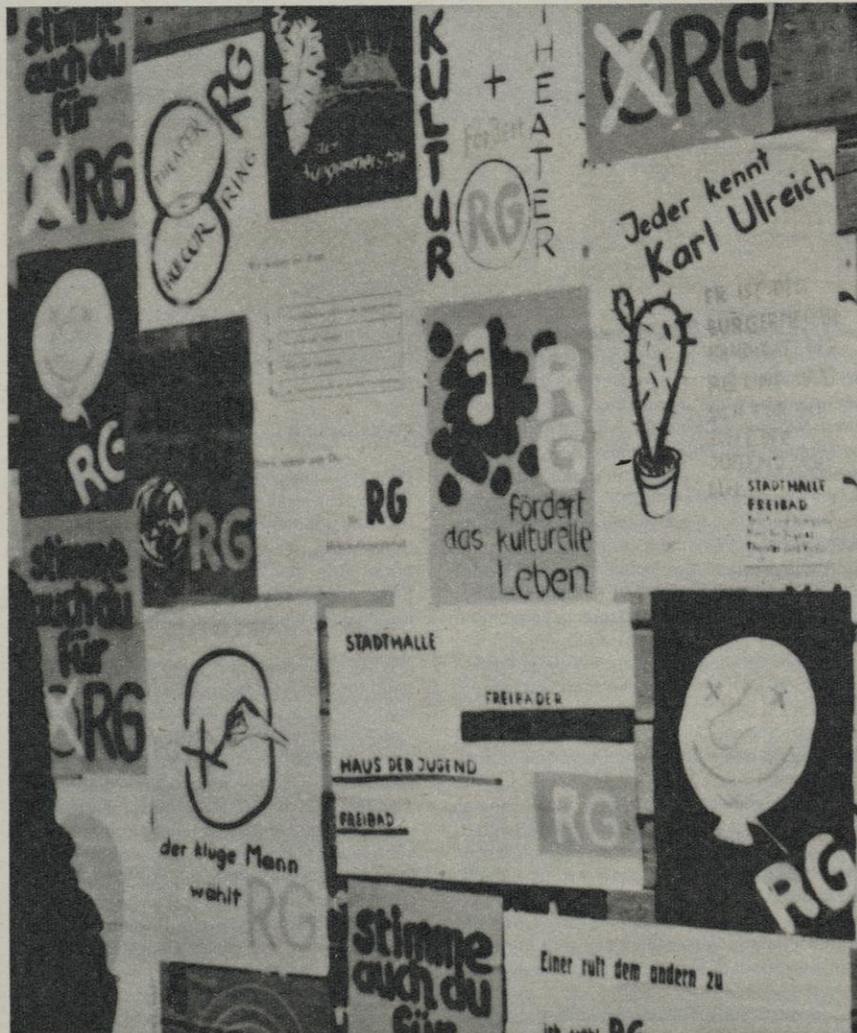
„Nur wenige unserer Studenten haben ein Stipendium“, beklagt man sich bitter. Man möchte auch gern an der Entwicklungshilfe beteiligt werden und wünscht sich eine deutsche Gewerbe- und Mittelschule. Man erwägt auch den Gedanken, daß hier europäische Fabrikanten Textilien und andere Massenproduktionsgüter herstellen lassen. Die Chinesen auf Formosa schreien geradezu nach Arbeitsmöglichkeiten. Die jungen, freien Chinesen auf Formosa sind auf einen neuen, besseren Kurs gegangen. Der alternde Marschall, die alten Politiker und Generale werden sich durch den Mißbrauch der Macht und die Korruption allein deren Forderungen nicht mehr allzulange widersetzen können. Dann wird Formosa eine gute Zukunft haben



Die beiden Kandidaten zum Posten des Jungbürgermeisters

Reportage von Pabst/Wolf

## Die Jugend Schorndorfs wählt Jungbürgermeister



Wir Deutschen haben für jede Gelegenheit ein Sprichwort bereit. Doch wenn auf die Schorndorfer Jugend das Sprichwort „Früh übt sich, was ein Meister werden will“ zutrifft, dann werden sicher alle, die sich im Wahlkampf, in der Diskussion, in der Wahlversammlung und letzten Endes in einer richtigen Wahl geübt haben, einmal Meister der Demokratie.

Die Anregung für die ersten Schorndorfer Jugendwahlen kam vom Bürgermeister Illenberger, der dem Vorsitzenden des Stadtjugendringes, Wolfgang Pfeleiderer, vorschlug, doch einmal festzustellen, welches Interesse für eine Jugendwahl, in der ein Stadtparlament und ein Bürgermeister gewählt werden sollten, vorhanden wäre. Als dann zum ersten Male die im Stadtjugendring zusammengeschlossenen Vereine, christlichen Verbände und politischen Gruppen von dieser Idee erfuhren, waren sie alle Feuer und Flamme. Vorsorglich hatten die Älteren für die Jugend eine Anschlagssäule bereitgestellt, damit wildes Plakatieren vermieden werden konnte. Doch die Jugend forderte drei – und sie erhielt sie. So standen in den verschiedenen Teilen der Stadt die dreiseitigen Brettergerüste, auf denen die Wahlplakate prangten.

Mit Packpapier, Farbe und teilweise auch graphischem Schwung ging man daran, die Sache zu gestalten und die Wähler zu interessieren. Zuerst gab es nur eine Partei, die Reformgemeinschaft (RG) und später konstituierte sich die Stimme der Jugend (SDJ). Die Wahlversammlungen, die jetzt in Schorndorf vom Stapel liefen, waren nicht von schlechten Eltern. Die Kandidaten für das Stadtparlament und die Bürgermeisteranwärter mußten den Jugendlichen Rede und Antwort stehen. Es wurde gefragt, es wurde diskutiert und alles ging nach dem Motto: Wider den tierischen Ernst. Teilweise verbanden die Parteien mit der Werbung für ihre Programme recht attraktive Veranstaltungen und Jazzabende, und kleine

improvisierte Konzerte lockten alle diejenigen Jugendlichen an, die der Idee der Wahl bisher fernstanden.

Doch während dieser ganzen Aktion wurden auch Stimmen laut, daß doch die Wahl des Jugendparlamentes und des Jungbürgermeisters nur eine Spielerei sei. Doch mit Eifer und Elan verdamnte die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen in den Versammlungen diese These. Die Forderung, die immer wieder während der Wahlversammlungen erhoben wurde, ging über das gesteckte Ziel hinaus, und die Schorndorfer Jugend will eine ständige Vertretung beim Stadtparlament haben.

Am Wahlsamstag war dann alles auf den Beinen, um von seinem Wahlrecht Gebrauch zu machen und seiner Wahlpflicht zu genügen. Wahlberechtigt waren alle Schorndorfer Jugendlichen im Alter von 14 bis 21 Jahren, und in den Wahllokalen in der Daimler-Schule (nach dem großen Sohn der Remsstadt Gottfried Daimler, des Erfinders des Motorwagens, benannt) und im Rathaus herrschte während der Zeit von 10 bis 16 Uhr Hochbetrieb. Zeitweilig war der Andrang in den Schulpausen so stark, daß die Lehrer beim Beginn der Schulstunden den Zuspätkommenden gegenüber ein Auge zudrücken mußten. Punkt 16 Uhr wurden die Wahlurnen versiegelt und zum Auszählungsort gebracht. Von 16.30 bis 23.46 Uhr war man dann dabei, die Stimmen auszuzählen und die Kandidaten zu ermitteln. Am anderen Morgen hielt man eine kleine Pressekonferenz ab und stellte die Kandidaten und den neugewählten Bürgermeister vor. Der Vorsitzende des Stadtjugendringes, Wolfgang Pfeleiderer, mußte dabei verkünden, daß der unterlegene Bürgermeisterkandidat Friedrich Schretzmeier, einen Autounfall (lies Fahrrad) gehabt hätte und nicht an der Sitzung teilnehmen könne. Doch die Schorndorfer Jugendlichen frohlockten, denn sie wissen, daß sie in Friedrich Schretzmeier einen guten Oppositionsführer haben.

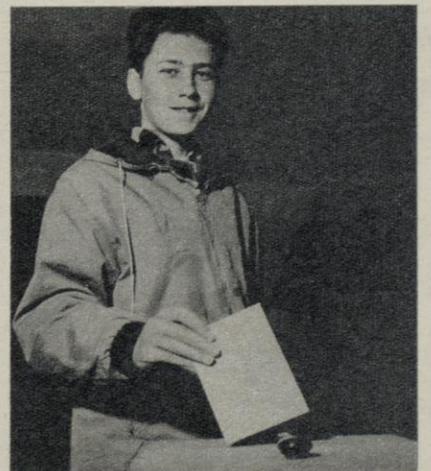


Hart, aber fair und nicht ohne Witz ging es beim Wahlkampf der Schorndorfer Jugend zu

Alle Schorndorfer Jugendlichen vom 14. bis 21. Lebensjahr waren wahlberechtigt



Mit Charme und Grazie machten die Schorndorfer Teenager von ihrem Wahlrecht Gebrauch.



# Catch as catch can

Von Erich Kästner

Die Halle, wo sonst im bunten Wechsel Konzerte, Operetten und Varietéabende stattfinden, war seit einer Woche bis auf den letzten Platz ausverkauft. Der Veranstalter wickelte seit Tagen eine „Internationale Ringkämpferkonkurrenz“ ab. Heute waren nicht nur die üblichen fünf Paarungen im griechisch-römischen Stil zu erwarten, nein, es war auch eine Begegnung im freien Stil angekündigt, ein Herausforderungskampf bis zur Entscheidung, und die Feinschmecker unter den Fachleuten prophezeiten uns Laien eine athletische Delikatesse.

Das Wort „Freistil“ deckt sich nicht ganz mit dem Sachverhalt. Die englische Floskel „Catch as catch can“ trifft genauer. Übersetzt heißt das ungefähr soviel wie „Greif zu, wo's was zum Zugreifen gibt“. Die Herren Gegner dürfen nach Herzenslust greifen und packen und zwicken und zwacken, schlagen, strangulieren, reißen, biegen, drehen und treten, was ihnen vom Körper des anderen in die Finger, vor die Fäuste, zwischen die Hände, Arme und Beine oder vor den als Rammbock recht verwendbaren Kopf gerät. Eisenhämmer und Äxte dürfen sie allerdings nicht mitbringen, hier hat man ihrem Spieltrieb Grenzen gesetzt.

Der Herausforderer war ein Herr älteren Jahrgangs, untersetzt, und sieht man von seinem Nußknackerkinn ab, ein freundlicher Kleinbürger und Familienvater. Der Herausgeforderte war ein junger Athlet, ein Herr aus Prag, ein Liebling der Frauen und, sieht man von seiner Stupsnase ab, ein schöner Mann.

Die erste Runde brachte die von beiden erwartete Entscheidung noch nicht. Sie taten einander so recht von Herzen weh. Sie stöhnten abwechselnd, sie taten's im Duett. Bekam man gelegentlich ihre beiden verzerrten, gequälten Mienen zu Gesicht, so ging einem Lessings Traktat über die Laokoon-Gruppe durch den Kopf. Dann wieder schrak man zusammen, wenn der eine den Schädel des anderen beim Wickel hatte, mit dem unbeschäftigten Arm weit ausholte und den Körper schwungvoll ausnutzend, den Festgehaltenen

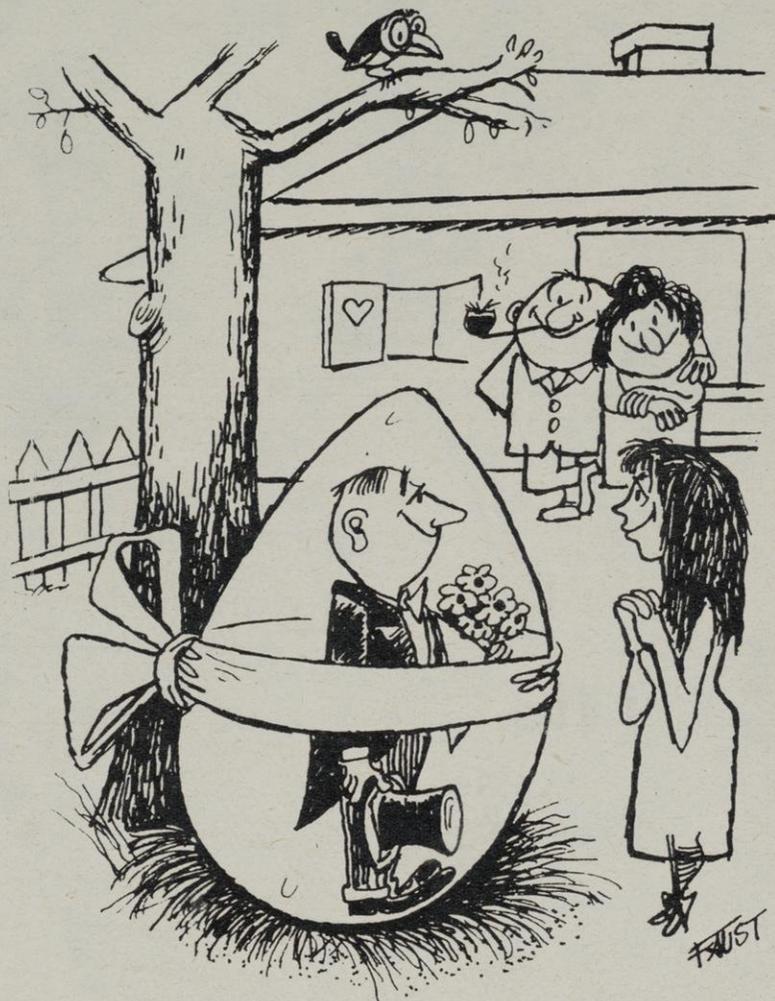
mit der Faust ins Gesicht schlug. Der Erfolg war jedesmal probat.

Im Verlauf eines solchen unheimlichen Fausthiebs fand der Kampf denn auch in der zweiten Runde sein überraschendes Ende. Der ältere Herr befand sich auf der Verliererstraße. Er hatte den Gegner sehr verstimmt und anschließend einen wütenden Faustschlag auf sein hierfür geradezu prädestiniertes Nußknackerkinn einstecken müssen. Er taumelte rückwärts. Die Seile hielten den Taumelnden auf. Der junge Herr aus Prag duckte sich wie ein Panther, um dem schwankenden, halb betäubten Familienvater geradewegs in die Rippen zu springen. Er sprang wuchtig und elegant, wirklich einem Raubtier gleichend, auf sein Ziel los. Doch in einer Zehntelsekunde, eben während des Sprungs, fiel der ältere Herr, in einer Mischung aus Entkräftung und List, zu Boden, der andere schoß, von keinem freundlichen Brustkorb aufgehalten, zwischen den obersten und mittleren Seilen hindurch aus dem Ring hinaus ins Ungewisse. Mittlerweile erhob sich der andere, schaute sich suchend um, fand sich allein und ging, unterm Toben der Menge, gütig lächelnd, in seine Ecke. Der Schiedsrichter zählte ziemlich lange. Bei „zehn“ stand der Sieger fest. Bei „sechzehn“ tauchte der Kopf des Verlierers, ziemlich verblüfft, am Ring auf. Die Zuschauer tobten und jubelten noch bei „sechszehn“.

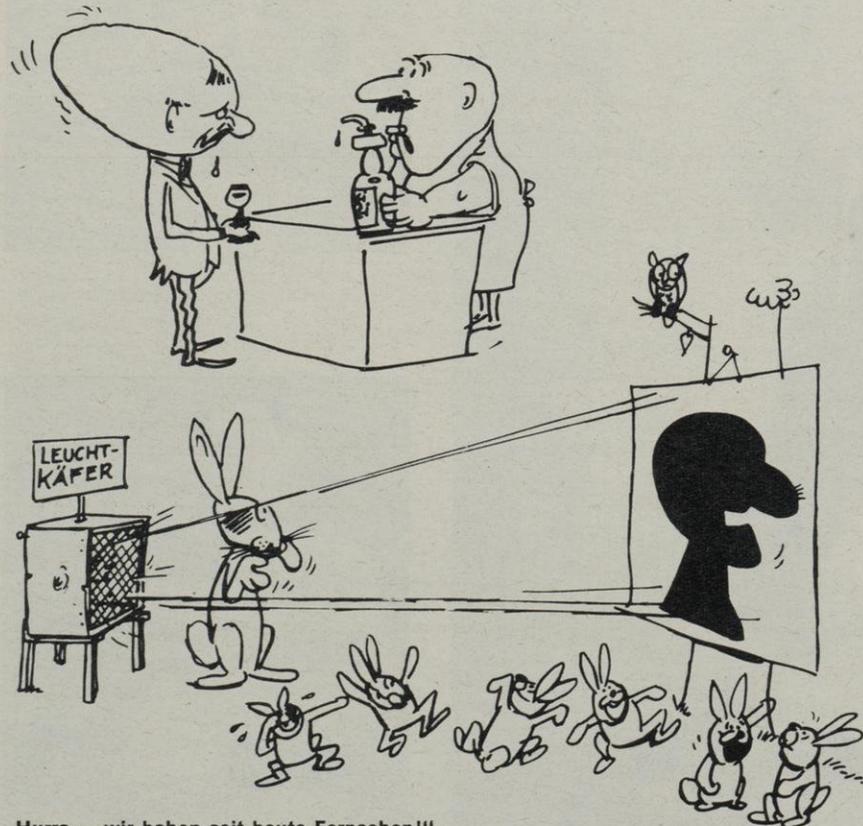
Die Gladiatorentragödie hatte ihr satirisches Nachspiel. Als wir aufstanden, sagte hinter uns eine klägliche Stimme: „Endlich! Endlich komme ich hier raus!“ Wir sahen uns um. Die Stimme gehörte einer alten, zerbrechlichen Dame, die der Verzweiflung nahe schien. „Warum gehen Sie denn auch zu solchen Viechereien?“ fragte einer, „wenn Sie so schwache Nerven haben!“

„Ach“, jammerte sie, „ich habe mich ja bloß im Datum geirrt! Mein Billett gilt eigentlich erst für morgen!“

„Was ist denn morgen hier los?“ Sie blickte uns wie ein sterbendes Reh an. Dann flüsterte sie: „Philharmonisches Konzert.“



„Oh, der Eierlikör steigt Ihnen aber mächtig in den Kopf...!“



## Personalprobleme

„Bitte, schnallen Sie Ihre Sitzgurte fest und rauchen Sie nicht, bevor die Signaltafel verlöscht. Die Besatzung wünscht Ihnen einen guten Flug.“ Motoren heulten auf, die ganze Maschine bebte noch einmal wie ein gezügeltes Vollblut, und die Passagiere kauten fleißig am eben verteilten Chewing-gum. Ein Kind nagte an seinen Fingernägeln, und eine Dame kämte unablässig nervös ihre bisher ordentliche Frisur restlos durcheinander.

Nur zwei hornbebrillte Bosse schienen von dieser Startatmosphäre nichts zu spüren, sie unterhielten sich pausenlos über ihre Manager, wie europäische Damen über ihre zu Hausangestellten avancierten Diensten. Für die beiden war es selbstverständlich, daß sie planmäßig hoch kamen – wo sie einstiegen, ging es immer aufwärts.

„Haben Sie ihn hinausgeworfen?“ wollte der mit den gelbverrauchten Fingern wissen. Der andere rückte seine Brille zurecht: „Ach woher, von selbst ist er weg, oder glauben Sie, ich entlasse freiwillig meinen Manager für die Südamerika-Werbung, der innerhalb eines Jahres meinen Gewinn am Reklamegeschäft um 40 v. H. gesteigert hat?“

„Sie meinen: Umsatz“, warf der andere ein und steckte im Augenblick einen Glimmstengel zwischen die Lippen, in dem die Leuchtschrift „No smoking“ verschwand.

„Nein, ich sagte Gewinn, der Umsatz blieb konstant, das war ein ganz ausgekochter Bursche, sag' ich Ihnen; der hat mir altem Werbehäsen noch gezeigt, wie man an der Reklame geräuschlos Geld verdient. Geben Sie acht, wir arbeiten da drüben nur mit freien Mitarbeitern, die wir nach Bedarf einsetzen. An

die pirscht er sich heran und knöpft zuerst den Graphikern, Formgestaltern und Textern 20 v. H. Provision vom Honorar ab. Dann trieb er weitere 10 v. H. bei Druckereien ein und kaufte das Papier auf Rechnung der Kunden selbst ein – nicht ohne 3 v. H. herauszuschlagen. Die Anzeigenagentur rasierte er um weitere 3 v. H. Werbefunkstationen spielte er geschickt gegen die Fernsehsender aus und profitierte bei beiden durch bessere Abschlußrabatte.“

Dem Nebenmann verbrannte der Zigarettentstummel fast zwischen den Fingern. „Na, auf Werbefachschulen hat der das auch nicht gelernt“, warf er ein.

„Hat nie eine besucht, war ein Außenseiter. Seit der letzten Revolution arbeitet er wieder in seinem alten Beruf, darum hat er mir ja gekündigt.“

„Was treibt er denn jetzt?“

„Ist Chefeinkäufer im Armeebeschaffungsamt der siegreichen Rebellen.“

Die Stewardess reichte belegte Brote; der dicke Bebrillte biß zwanglos den überhängenden Schinkenrand ab und fuhr fort: „Wissen Sie, wenn man einmal auf den Geschmack gekommen ist, versucht man wenigstens einen gleichwertigen Ersatz zu engagieren, darum fliege ich jetzt selber hinüber.“

Bedenklich wiegte der andere den Kopf. „Wird schwerhalten“, meinte er.

„Ich glaube kaum, die Adresse des Neuen hab' ich schon in der Tasche, die jetzige Regierung hat ihn leben lassen, er war Einkäufer im Armeebeschaffungsamt der vorigen Regierung.“

Sascha Günter